


Arthur Graf Gobineau

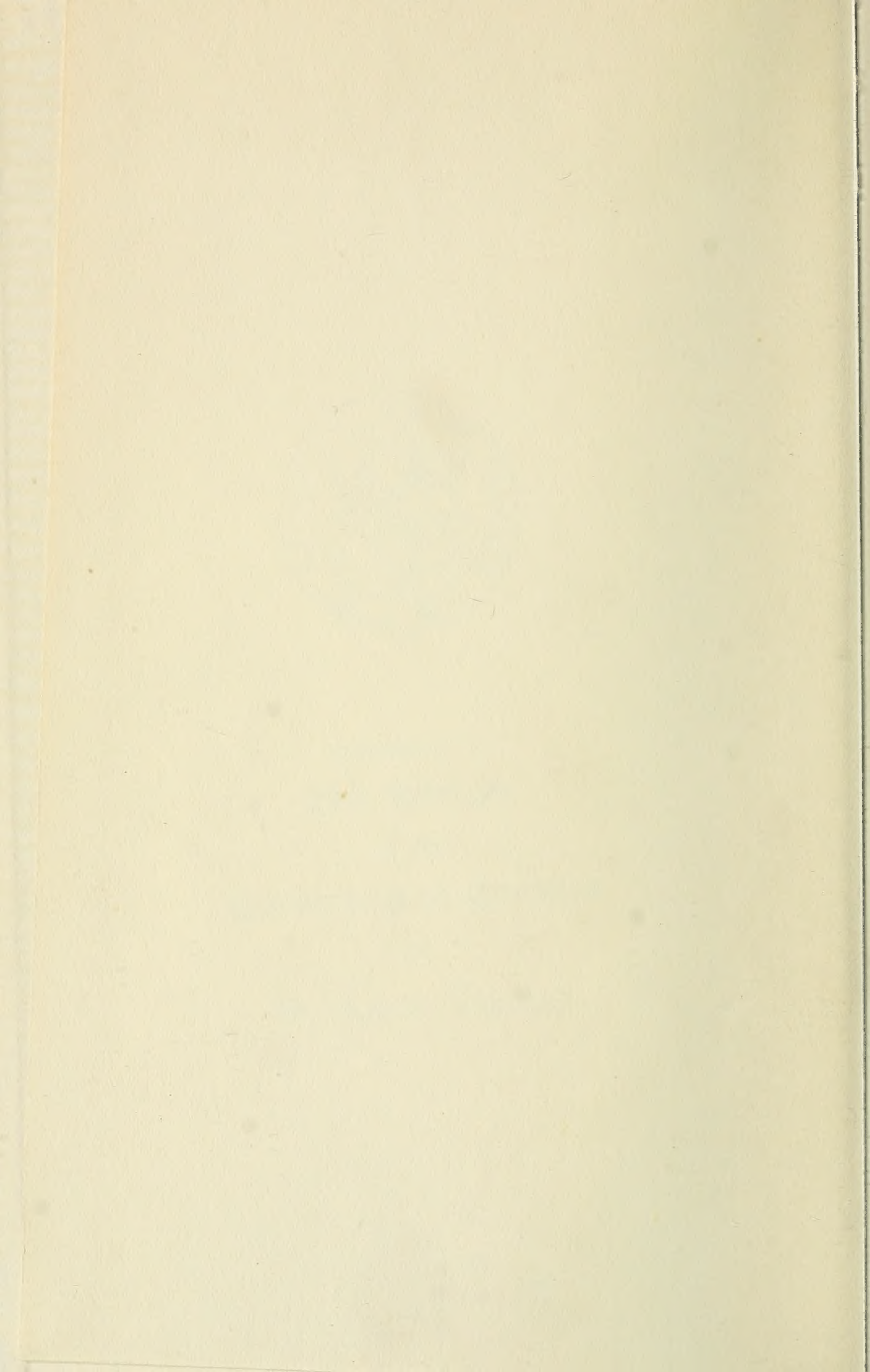
# Gamber Ali

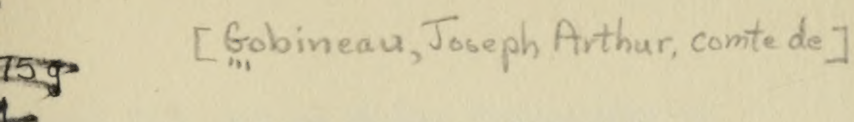
Eine Erzählung

*************************************

Insel-Bücherei Nr. 197







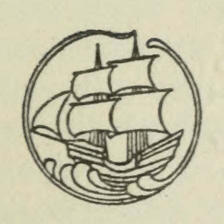

# Gamber-Alis Geschichte

Aus den asiatischen Novellen

des

Grafen Gobineau





Deutsch von Bernhard Jolles

Im Insel-Verlag zu Leipzig

In Schiras lebte einst ein Maler, Mirza-Hassan mit Namen. Man nannte ihn Khan, obwohl ihn auch nicht die Andeutung eines Adelstitels schmückte. Nur seine Familie hatte es für vorteilhaft befunden, ihm, gleich nach seiner Geburt, das Khanat zu verleihen. Diese Maßregel wird nicht selten angewandt, denn es ist immer angenehm, für einen Mann von Distinktion zu gelten. Und wenn der König es zufällig zeit seines Lebens vergißt, einen durch irgendeinen Titel auszuzeichnen, so kann ich kein Verbrechen darin sehen, wenn man sich diesen Titel selbst beilegt. Mirza-Hassan nannte sich also ganz ungeniert Mirza-Hassan-Khan, und wenn man mit ihm sprach, so leitete man seine Rede immer mit den Worten ein: „Wie gehts Euch, Khan?" worauf er antwortete, ohne mit der Wimper zu zucken.

Unglücklicherweise war seine Vermögenslage nicht gerade dazu angetan, ihn in seinem Ansehen zu stärken. Er bewohnte ein bescheidenes, fast armseliges Haus in einem der Gäßchen in der Nähe des Emirbazars, der damals noch nicht durch das Erdbeben zerstört worden war. Diese Behausung, zu der man durch eine niedrige Tür gelangte, die in einer Mauer ohne Fenster und Luken knarrte, bestand aus einem acht Quadratmeter großen Hofe mit einem Wasserbecken und einer elenden Palme, die in einer Ecke ihr Dasein fristete. Die Palme glich einem ausgerupften Federwedel, und das Wasser im Becken faulte. In zwei Zimmern fehlte die Decke, im dritten war sie wenigstens halb vorhanden, das vierte war noch ziemlich in Ordnung. Der Maler hatte darin sein Enderun, die Wohnung seiner Gattin, eingerichtet. Diese Gattin hieß Bibi-Dschanem, was soviel bedeutet wie Weib meines Herzens. Seine Freunde empfing er in dem anderen Raum, der den Vorteil bot, daß er halb in der Sonne, halb im Schatten lag, weil doch eben von der

Decke nicht mehr viel vorhanden war. Übrigens lebte Mirza-Hassan-Khan mit Bibi-Dschanem in bester Eintracht, solange sie sich nicht zu ärgern brauchte. Wenn sie aber zufällig einmal Anlaß hatte, sich über eine Nachbarin zu beklagen, oder wenn man ihr im Bade, wo sie jeden Mittwoch sechs bis acht Stunden zubrachte, geheimnisvolle Andeutungen über den Lebenswandel ihres Gatten ins Ohr flüsterte, dann klatschten (das läßt sich nicht leugnen!) die Schläge hageldicht auf die Backen des armen Sünders. Bibi-Dschanem hatte weder in Schiras noch an einem anderen Orte der ganzen Provinz Fars eine ebenbürtige Rivalin in der Handhabung des Pantoffels, der bekanntlich zu den gefährlichsten Waffen zählt. Sie war auf dem Gebiete eine Meisterin ohnegleichen. Sie ergriff das furchtbare Instrument an der Spitze und ließ mit staunenswerter Geschicklichkeit den eisenbeschlagenen Absatz auf Kopf, Wangen und Hände ihres unglücklichen Ehegatten niedersausen. Die bloße Vorstellung kann einen schaudern machen! Dennoch aber war, wie nochmals betont werden muß, die Ehe glücklich. Dergleichen Katastrophen gab es höchstens zwei in der Woche. In der übrigen Zeit rauchten sie zusammen den Kalian[1], tranken sehr süßen Tee aus englischen Tassen und sangen die Lieder des Bazars, zu denen sie sich auf der Fiedel begleiteten.

Mirza-Hassan-Khan beklagte sich, nicht ohne Grund, über die schweren Zeiten. War er doch sehr oft gezwungen, den größten Teil seiner Habseligkeiten und bisweilen auch die seines Weibes zu verpfänden. Würde er aber dieses Leid nicht auf sich genommen haben, so hätte er niemals daran denken dürfen, sich an Süßigkeiten, Backwerk, Schiraser

---

[1] Persische Wasserpfeife.

Wein und Raki[1] zu delektieren, und er war nicht der Mann, der eines solchen Verzichtes fähig gewesen wäre. Er fügte sich also ins Unvermeidliche und versetzte, was des Versetzens wert war. Er borgte bei Freunden, Händlern und Juden, und da, in Anbetracht der geringen Kreditfähigkeit des Khans, diese Operation nicht immer einfach war, so gab er Teppiche, Kleider, Truhen, kurz, was er nur besaß, zum Pfande. War das Glück einmal so hold, den Ehegatten ein paar Silbermünzen ins Haus rollen zu lassen, so wurde ein sehr weises Finanzsystem angewandt: ein Drittel des Geldes wurde veramüsiert, das zweite verspekuliert, und mit dem letzten Drittel lösten sie irgendeinen besonders notwendigen Gegenstand ein, oder sie tilgten eine Schuld. Was indessen nur höchst selten geschah.

Man braucht nicht lange nachzugrübeln, um die Ursachen dieser traurigen Verhältnisse zu ermitteln. Kleinliche Nörgler suchten sie in der chronischen Unordnung der Eheleute und in ihrem Mangel an jeglicher wirtschaftlichen Begabung. Das war aber natürlich die purste Verleumdung! Nein, der einzig wahre Grund war die sträfliche Gleichgültigkeit der Zeitgenossen gegenüber Leuten von Rang und Talent. Die Kunst lag in den letzten Zügen, und unter dieser Agonie hatten Mirza-Hassan-Khan und sein Weib Bibi-Dschanem schwer zu leiden. Die Kalemdans oder bemalten Tintenflaschen fanden schlechten Absatz; Arbeitskästchen wurden wenig gekauft; schmutzige Konkurrenten verfertigten Spiegelrahmen, vor denen sie hätten erröten müssen, und sie schämten sich nicht, sie zu Schleuderpreisen auf den Markt zu bringen. Und was endlich die Bucheinbände anlangt, so kamen sie aus der Mode. Wenn der Maler seine Gedanken

---

[1] Branntwein.

bei diesen traurigen Dingen verweilen ließ, so entfuhren seinen Lippen gar bittere Worte. In seinen Augen verkörperte er den höchsten und reinsten Ruhm der Schiraser Schule, deren kühne koloristische Grundsätze er, wie er immer betonte, viel höher schätzte als die elegante Art der Künstler von Ispahan. Nach seiner Ansicht konnte keiner sich mit ihm messen. Auch nicht einer vermochte zum Beispiel einen Vogel so lebensvoll zu gestalten wie er. Die Lilien und Rosen, die er malte, hätte man pflücken, seine Früchte essen mögen, und wenn er eine menschliche Gestalt mit dem Pinsel festhielt, so wuchs er über sich selbst hinaus. Kein Zweifel, wenn der berühmte Europäer, der einst das Bild der Hezret-e-Meriem (der erhabenen Jungfrau Maria) gemalt hat, mit dem Propheten Issa, als er noch ein zartes Kind war, auf dem Schoße (Gott segne und beschütze ihn!), wenn der gesehen hätte, wie er das Bild kopierte, wie täuschend ähnlich er die Nase der Jungfrau, das Bein des Kindes und besonders die Lehne des Stuhles wiedergab, so würde sich der berühmte Europäer vor Mirza-Hassan-Khan niedergeworfen und ihm gesagt haben: O dürfte ich elender Hund dir doch den Staub von deinen Schuhen küssen!

Diese ohne Zweifel richtige Meinung, die Mirza-Hassan-Khan von seinem eigenen Werte besaß, wurde, wie er gern hervorhob, zum Glück auch von anderen Leuten geteilt. Zahlte ihm auch das niedere Volk: die Händler, Handwerker und Gelegenheitsarbeiter, seine Werke mit schlechtem Preis und unter Beleidigungen und Beschimpfungen, so entschädigte ihn doch die Anerkennung erleuchteter und ehrwürdiger Menschen. Seine Königliche Hoheit der Prinz-Statthalter beglückte ihn von Zeit zu Zeit mit einem Auftrage. Selbst der geistliche Oberhirt, der Imam-Dschume von Schiras, dieser ehrfurchtgebietende Priester, diese heilige, majestätische,

erlauchte Persönlichkeit duldete in ihrer vornehmen Tasche kein Tintenglas, das nicht aus Mirza-Hassan-Khans Werkstatt hervorgegangen. Ebenso der Wesir des Prinzen und der Anführer der prinzlichen Läufer. Könnte man noch einen besseren Beweis für die Geschicklichkeit und das Genie des unvergleichlichen Malers anführen, der das Glück hatte, den Namen Mirza-Hassan-Khan zu tragen? Nur eines war nicht ganz so, wie es sein sollte. Alle die erlauchten Förderer der Kunst glaubten genug für ihren großen Mann zu tun, wenn sie seine Werke entgegennahmen – aber sie vergaßen immer, sie ihm zu bezahlen. Und er war dumm genug, sie nicht zu mahnen. Er begnügte sich damit, zu seufzen und, so gut es ging, den Pantoffel abzuwehren, der bei jedem Unfall dieser Art sein Gesicht bedrohte. Denn Bibi-Dschanem unterließ nicht, jedes Ärgernis, das sich in der Welt ereignete, auf die Beschränktheit, Faulheit oder Nachlässigkeit ihres teuren Gatten zurückzuführen.

Das Ehepaar hatte einen schon ziemlich großen Sohn, der ein sehr hübscher Bursche zu werden versprach. Seine Mutter, die ihm den Namen Gamber-Ali gegeben, war in ihn vernarrt. Mirza-Hassan-Khan hatte angeregt, ihm seinen Titel zu verleihen, doch Bibi-Dschanem hatte sich dem energisch widersetzt und, in ihrer gewohnten Art, ihren Gatten mit harten Worten abgefertigt.

„Du Tölpel," hatte sie ihm erwidert, „laß mich in Ruhe und verschone mich mit deinem Geschwätz. Bist du etwa nicht eines Koches Sohn und glaubst du, deine Herkunft wäre nicht allgemein bekannt? Was hat dir übrigens der Titel eingebracht, den du dir anmaßest? Man macht sich über dich lustig, aber deine Einkünfte wachsen nicht! Nein, mein Sohn braucht diese Albernheiten nicht! Ihm stehen andere Wege zum Glücke offen. Als ich ihn unter dem

Herzen trug, bin ich für ihn zum Imam-Zadeh-Kassem gewallfahrtet, und diese fromme Tat verfehlt niemals ihre Wirkung. Dann, als er geboren wurde, habe ich einen Astrologen, dessen ich mich schon vorher versichert hatte, zu Rate gezogen. Das habe ich für das Kind getan, und nicht du, du Rabenvater! .. Zwei Sahabgrans [1] gab ich dem vortrefflichen Astrologen, und er versprach mir, daß Gamber-Ali durch Gottes Willen Minister werden würde. Und er wird Minister werden, dessen bin ich gewiß! Denn ich habe ihm einen kleinen Beutel um den Hals gehängt mit blauen Perlen, die ihm Glück bringen, und mit roten, die ihm Mut geben werden. Und an jedem Ärmchen habe ich ihm ein Büchschen mit einem Talisman befestigt, Sprüchen aus dem Buche Gottes, die ihn vor jedem Unglück schützen sollen. Inschallah! [2] Inschallah! Inschallah!"

„Inschallah!" hatte Mirza-Hassans tiefer Baß gefügig eingestimmt.

So erhielt denn Gamber-Ali durch die Fürsorge einer klugen Mutter seinen Platz im Leben. Man umgab ihn zwar mit der größten Vorsicht, aber die Vernunft gebot, daß ihm auch die angemessene Bewegungsfreiheit zuteil ward. Bis zu seinem siebenten Jahre konnte er, wenn es ihm Spaß machte, splitternackt in der Gesellschaft seiner Spielgefährten beiderlei Geschlechts umherlaufen. Frühzeitig wurde er der Schrecken der Gewürzkrämer und Fruchthändler, denen er mit bewundernswerter Geschicklichkeit stahl, was ihm in die Finger kam, gleichviel, ob es Datteln, Gurken oder Stücke gebratenen Fleisches waren. Erwischte man ihn, so setzte es Schelte. Das rührte ihn aber nicht im mindesten. Manchmal bekam er auch eine Tracht Prügel. Das geschah

---

[1] Etwa drei Franken. — [2] So Gott will!

jedoch nicht oft, denn alle hatten Angst vor seiner Mutter, die sich bei solchen Gelegenheiten in eine Löwin oder in eine noch schlimmere Bestie verwandelte. Kaum hatte sich der kleine Gamber-Ali weinend zu ihr geflüchtet, mit der einen Hand den von dem wütenden Händler bearbeiteten Körperteil reibend, mit der anderen Augen und Nase abwischend, und seine würdige Mutter hatte nur den unter Schluchzen und Gebrüll ausgestoßenen Namen des Missetäters vernommen, so gab es für sie kein Halten mehr. Sie zog sich den Schleier zurecht, fuhr wie ein Wirbelsturm zur Tür hinaus, fuchtelte mit den Armen in der Luft und schrie:

„Muselmänner! Man mordet unsere Kinder!"

Auf diesen Kriegsruf liefen einige kampflustige Weiber herbei, die ihr auf ihren Feldzügen gewöhnlich als Hilfstruppen dienten, und folgten ihr mit demselben Geschrei und mit den gleichen wilden Armbewegungen. Unterwegs sammelten sie Verstärkung und langten mit bedrohlicher Streitmacht vor dem Laden des Schuldigen an. Der Unhold bemühte sich natürlich, den Sachverhalt aufzuklären, aber sie fielen über ihn her, ohne ihn zu Worte kommen zu lassen. Die Bazarbummler beeilten sich, in die Schlacht einzugreifen, und die Polizeidiener versuchten umsonst, mit Fußtritten und Stockhieben die Ordnung wiederherzustellen. Wenn der Kaufmann Glück hatte, so wurde er nicht ins Gefängnis gesperrt. Eine Geldstrafe mußte er in jedem Falle bezahlen, da er sich erdreistet hatte, die öffentliche Ruhe zu stören.

Ehe ers gewahr geworden, war für Gamber-Ali der feierliche Tag gekommen, an dem seine Mutter ihn mit Rock und Hose, Gürtel und Mütze schmückte und ihn, seine Jugendfreiheit jäh unterbrechend, zur Schule schickte. Keinem bleibt das erspart. Gamber-Ali wußte es und fügte sich. Zuerst

genoß er den Unterricht des Mulla Saleh, dessen Schulstube zwischen dem Laden eines Fleischers und einer Schneiderwerkstatt gelegen war. An fünfzehn Zöglinge, Knaben und Mädchen, waren dort beisammen. Da der Raum nur einige Fuß breit war, so hockten sie dichtgedrängt um ihren Lehrer. Sie lernten lesen und beten, und vom frühen Morgen bis zum späten Abend marterte das Geleier der Schülerschar die Ohren der Nachbarn. Gamber-Ali blieb nicht lange bei Mulla Saleh. Der berühmte Professor war nämlich, ehe er sich dem öffentlichen Unterricht widmete, Maultiertreiber gewesen und hatte von dieser Tätigkeit die üble Gewohnheit übernommen, nach Herzenslust auf seine Zöglinge loszudreschen, wenn sie sich einmal dazu verleiten ließen, die Passanten zu ärgern, statt mit gespannter Aufmerksamkeit an seinen weisen Lippen zu hängen. Gamber-Ali beschwerte sich bei seiner Mutter, worauf diese den Professor überfiel, ihm das Geld, das sie ihm schuldete, an den Kopf warf und ihm kurz und bündig erklärte, er würde ihren Sohn nie wiedersehen.

Nachdem er dieser Schule den Rücken gekehrt, kam der kleine Bursche in das Institut des Mulla Jusef, wo er sechs Monate Nahrung für seinen Geist fand. Nach Ablauf dieser Zeit wurde die Schule geschlossen, da der Lehrer einen Drogenhandel aufmachte und den weißen Turban der Wissenschaft mit der Fellmütze des bürgerlichen Lebens vertauschte. Der dritte Lehrer Gamber-Alis war ein ehemaliger Musketier eines sagenhaften Statthalters, von dem die Überlieferung nur die Tatsache bewahrt hatte, daß ihm der Kopf abgeschlagen worden war. Wenn Mulla Jusef von seinem sagenhaften Chef sprach, versicherte er mit dem Brustton der Überzeugung, daß der Richter, der einst das schwerwiegende Urteil über ihn verhängt, das Recht nicht verletzt habe. Er

selbst war sanft und kinderlieb, schlug seine Schützlinge nicht, rühmte ihre Fortschritte und erhielt neben seinem ausbedungenen Honorar von den Müttern, die von seiner Unterrichtsmethode entzückt waren, viele kleine Geschenke. Honigkuchen, feines Backwerk, eingekochte Früchte und Raki gingen in seinem Hause nie aus.

Als Gamber-Ali sechzehn Jahre zählte, war seine Ausbildung beendet. Er konnte lesen, schreiben und rechnen. Er kannte alle vorgeschriebenen Gebete auswendig, konnte sogar die Menadschats singen, verstand ein wenig Arabisch, trug mit wohlklingender Stimme lyrische Gedichte und Bruchstücke von Heldengesängen vor und liebte seine Eltern aufrichtig. Er verspürte eine wahnsinnige Lust, Abenteuer zu erleben und sich um jeden Preis zu amüsieren, nur nicht um den Preis seines Lebens. Denn er war ein gewaltiger Hasenfuß.

Diese Eigenschaft hinderte ihn aber ebensowenig wie die meisten seiner Mitschüler, die mit ihm zugleich ins Leben getreten waren, das Wesen, Benehmen und die Haltung der eleganten jungen Leute der niederen Schichten anzunehmen, die man in Andalusien Majos nennt. Er trug weite, sehr schmutzige Hosen von blauem Stoff, einen Rock von grauem Filztuch mit herabhängenden Doppelärmeln, das Hemd stand ihm offen, so daß die Brust bloß war; die Mütze saß ihm keck auf dem Ohr. Der breite, zweischneidige Säbel hing ihm vorn im Gürtel und diente seiner rechten Hand als Stütze. In der linken Hand hielt er eine Blume, die er bisweilen auch in den Mund steckte. Dieses stutzerhafte Gebaren stand ihm vortrefflich zu Gesicht. Er hatte die schönsten schwarzen Locken, Augen wie ein Weib und gemalte Brauen; er war schlank wie eine Zypresse, und alle seine Bewegungen waren zierlich und abgemessen.

In diesem Aufzug verkehrte er, trotz seiner Jugend, schon in den armenischen Schänken. Die Gesellschaft, die er dort traf, bestand weniger aus rechtgläubigen Muselmännern als aus Taugenichtsen seines Schlages und aus gefährlichen Vagabunden, die in ihrem Übermut ebenso schnell dazu bereit waren, Messerstiche auszuteilen, wie ein Glas Wein durch die Kehle zu jagen. Kurz, er bewegte sich in einer sehr zweifelhaften Gesellschaft, was für viele Leute von leichter Gemütsart die Voraussetzung der besten Unterhaltung ist.
Es wäre aus mancherlei Gründen ein Unrecht gewesen, den Quellen nachzuspüren, aus denen er das für dieses herrliche Leben so unentbehrliche Geld schöpfte. Der Weg, auf dem er seine Renten bezog, hätte ihn nämlich dahin führen können, wohin zu kommen er wenig Lust bekundete. Glücklicherweise hatte ihm sein durch die Kunst des Astrologen bestimmtes oder vorausgesagtes Schicksal sehr bald die Bahn bezeichnet, die er einschlagen sollte. An einem der ersten Vollmondtage im Schaban trat das Ereignis ein, das einen Wendepunkt in seinem Leben bedeutete. Nach dem Abendgebet, so gegen vier Uhr, hatte er eine in der Nähe des Grabes des Dichters Hafis gelegene kleine Schänke betreten.
Es war dort eine liebliche Korona versammelt: zwei Kurden mit Verbrechergesichtern; ein Mulla von der Sorte, die Heiratsscheine auf Wochen, Tage und Stunden verkauft und sich mit dieser Art von Moral bei den pedantischen Vertretern des Klerus wenig beliebt macht; vier Eseltreiber von so guter Konstitution, daß der Anblick der Kurden sie keineswegs beunruhigte; zwei schlanke junge Herrchen vom Schlage Gamber-Alis; ein riesiger Toptjy oder Artillerist aus Khorassan, der endlos lang und, um das Gleichgewicht zu behalten, entsprechend breit war; schließlich ein Pischkedmet

oder Kammerdiener des Prinzen-Statthalters, der auf verbotenen Wegen wandelte. Der Herbergswirt, ein Armenier, legte eine Ochsenhaut über den Teppich und brachte herbei, was seine Vorratskammer an Herrlichkeiten barg: geröstete Mandeln, um den Durst zu reizen, weißen Käse, Brot und Hammelfleisch, zwischen Fettstückchen und Lorbeerblättern gebraten – die feinste Delikatesse, die er kannte. Inmitten dieser Leckerbissen thronten zwölf Flaschen von abgeflachter Form, die vorzüglich dazu geeignet waren, von heimlichen Trinkern in der Tasche verborgen zu werden. Zwei Stunden lang leerte man in Seelenruhe ein Gläschen nach dem anderen. Die Gespräche hielten sich in den Grenzen der Wohlanständigkeit, wie sich das bei so vornehmen Leuten von selbst verstand. Man hatte eben Lichter angezündet und sie mit einer neuen Batterie von Flaschen auf die als Tischtuch dienende Ochsenhaut gestellt, als der Mulla einen der beiden Kurden, der aus Leibeskräften und im tiefsten Baß eine sehr traurige Melodie sang, mit folgenden Worten unterbrach: „Exzellenzen! Meinen Augen ward heute das unaussprechliche Glück zuteil, einen Kranz der edelsten Gesichter zu erblicken. Dieses seltene und erhabene Glück treibt mich, Ihnen ein Anerbieten zu machen, das, wie ich hoffe, von den Mitgliedern der erlauchten Versammlung mit Nachsicht aufgenommen werden wird.“

„Die überströmende Güte Eurer Exzellenz versetzt mich in Entzücken,“ erwiderte einer der Eseltreiber, der noch einen Rest von Nüchternheit bewahrt hatte, aber schon dermaßen mit dem Kopfe wackelte, daß man bei seinem Anblick hätte seekrank werden können. „Wir haben keinen anderen Wunsch als den, nur das zu tun, was Ihr von uns verlangt!“

„Möge euch eure Bereitwilligkeit niemals verlassen,“ ent-

gegnete der Mulla. „Ich kenne eine junge Frauensperson. Sie hat den Wunsch, sich mit einem ehrbaren Manne zu verheiraten, und ich habe ihr versprochen, ihr einen Gatten zu besorgen, der ihrer würdig sein soll. Im Vertrauen, worauf ihr als erprobte Freunde Anspruch habt, kann ich euch sagen, daß die bewußte Dame von einer Schönheit ist, die die Sonnenstrahlen verblassen machen und den Mond selbst in Verzweiflung bringen könnte. Die hellsten Sterne sind glanzlose Kiesel neben dem Demantfeuer ihrer Augen. Ihr Leib ist schmiegsam wie eine Weidengerte, und wenn sie ihren Fuß auf die Erde setzt, so sagt die Erde: ‚Habe Dank!‘ und vergeht vor Liebe.“
Diese Schilderung rief jedoch, obwohl sie die Freundin des Mulla in ziemlich vorteilhaftem Lichte zeigte, die beabsichtigte Wirkung nicht hervor. Ja, sie machte so wenig Eindruck, daß einer der jungen Burschen mit einem Tremolo, das einem Gurgeln glich, zu singen anhob:

„Der Minister erster ist ein Esel,
Und ein Maultier ist sein wackerer König!“

Es waren dies die ersten Zeilen eines Liedes, das erst vor kurzer Zeit aus Teheran eingeführt worden war. Der Mulla aber ließ sich von seinem Vorhaben nicht abbringen. Mit weinerlicher Stimme, die gegen das näselnde Gemecker seines Saufgenossen erfolgreich ankämpfte, fuhr er fort: „Exzellenzen! Diese vollkommene Göttin besitzt hinter dem Bazar der Kupferschmiede ein Haus mit drei Stuben, acht fast neue Teppiche und fünf Truhen voller Kleider. Außerdem hat sie Verschreibungen über ein hübsches Sümmchen Geldes. Ich weiß nicht genau wieviel, aber weniger als achtzig Tomans [1] werden es bestimmt nicht sein!“

---

[1] Dukaten, ungefähr zwölf Franken.

Das zweite Kapitel von den guten Eigenschaften der Braut brachte die ganze Bande in Aufruhr. Einer der jungen geputzten Tagediebe rief: „Sie will einen Mann? Hier! Mich kann sie haben! Was Besseres kriegt sie nicht! Ihr kennt mich doch, Mulla. Wenn sie nicht mein wird, gehe ich an gebrochenem Herzen zugrunde!"
Hierauf begann er zu weinen, und um die Stärke seiner Gefühle zu beweisen, zog er seinen Säbel und schwang ihn über seinem Kopfe. Aber der Kanonier hielt ihn davon zurück, sich ein Leids anzutun. Da nun jeder einzelne aufmerksam geworden war, meinten sie, der Mulla könne noch etwas verheimlicht haben, und sie beschworen ihn, sein Loblied zu Ende zu singen. Alle waren begierig, zu erfahren, ob nicht doch ein Flecken das köstliche Bild entstellte, das er ihnen enthüllt hatte.
„Ein Flecken, Exzellenzen? Möge eure Güte stets die gleiche bleiben! Mögen alle Segen des Himmels wie ein Regen auf eure edlen Häupter herniederträufeln! Was sollte ich euch verschwiegen haben? Ist eine Schönheit ohnegleichen ein Makel? Ist ein Vermögen, wie ich es euch vorgerechnet habe, etwa ein Fehler? Könntet ihr in einer untadeligen Tugend, die einzig der Tugend der Gattinnen des Propheten an die Seite zu stellen ist, etwas Schimpfliches erblicken? Diese Tugend aber, hochedle Herren, ist nicht etwa eine von den Tugenden, die man preist, ohne Beweise für ihr Vorhandensein zu haben! Sie ist unanfechtbar, erhärtet durch gültige Beweise. Hier habt ihr die Beweise! Es ist ein Tobeh-Attest mit dem Datum des heutigen Tages!"
Bei diesen Worten kannte die Begeisterung keine Grenzen mehr. Der Bummler, den man soeben an einem Selbstmord gehindert hatte, machte sich den Augenblick zunutze, in

dem jeder, in Gedanken versunken, Antlitz und Hände zum Himmel hob und dreimal das Wort ‚Beh' murmelte, und brachte sich eine Wunde auf dem Schädel bei, die zu bluten anfing. Inzwischen hatte der Mulla das kostbare Dokument entfaltet und begann, indem er es seinem Auditorium unter die Nasen hielt, mit würdevoller Stimme seinen Inhalt zu offenbaren. Aber der Leser hat, ehe er seine Aufmerksamkeit den so lebhaft interessierten Zuhörern widmet, einen Anspruch darauf, zu erfahren, was ein Tobeh-Attest eigentlich ist.

Wenn eine Dame einmal ein Ärgernis veranlaßt hat und sich nicht scheut, dies wieder zu tun, so wendet sich, unglücklicherweise, die öffentliche Meinung gegen sie, und die Folgen davon sind häßliche Klatschereien. Dann nimmt der Richter die Entgleiste unter seine Obhut. Er fordert von ihr häufig Geschenke, hält sich auf dem Laufenden über ihr Tun und Lassen, und nach einigen mißglückten Abenteuern verspürt die Dame fast immer das Bedürfnis, ein neues Leben zu beginnen. Dazu kann ihr nur eine Heirat verhelfen. Aber wie soll sie in einer so heiklen Situation einen Mann finden? Ganz einfach. Sie begibt sich zu einem Vertreter des geistlichen Standes, legt ihm ihren Fall dar, schildert ihm ihre Verzweiflung, und der Vertreter des geistlichen Standes greift zu seinem Schreibzeug. Er übergibt ihr ein Blatt Papier, worin er ihr attestiert, daß sie von Reue über das Geschehene verzehrt wird. Und da Gott über die Maßen barmherzig ist, wenn man sich fest entschlossen zeigt, nicht rückfällig zu werden, so steht die Sünderin von vorhin plötzlich reingewaschen da. Niemand hat mehr das geringste Recht, die Solidität ihrer Grundsätze in Zweifel zu ziehen, und sie ist der Ehe ebenso würdig wie jedes andere Mädchen, vorausgesetzt, daß sie einen Gatten findet. Man

kann sich nichts Wunderbareres vorstellen als so eine plötzliche Wandlung, die gar nicht einmal teuer ist, ja sogar oft zu ermäßigten Preisen vor sich geht.

Der Mulla las also mit klarer und eindringlicher Stimme das Dokument, das folgenden Wortlaut hatte: „Die pp. Búlbúl (Nachtigall), die einige Jahre lang das Unglück gehabt hat, einen nicht ganz wohlbedachten Lebenswandel zu führen, beteuert uns, daß sie dies tief bedauert. Es tut ihr leid, die tugendhaften Leute gekränkt zu haben. Wir bescheinigen ihr, daß wir uns von der Aufrichtigkeit ihrer Reue überzeugt haben, und erklären ihren Fehltritt für nicht geschehen."

Unter der Schrift befand sich das Datum, das wirklich das desselben Tages war, und das Siegel eines der ersten Geistlichen der Stadt.

Der Mulla hatte das Schriftstück kaum zu Ende gelesen, als der eine der beiden Kurden, der noch mehr betrunken war als sein Landsmann, ausrief, er wäre entschlossen, jeden zu töten, der die Unvorsichtigkeit besitzen würde, ihm die Hand der Dame streitig zu machen. Aber der Kanonier ließ sich durch die Drohung nicht einschüchtern und beantwortete die Herausforderung des Kurden mit einem wohlgezielten Faustbieb auf dessen Nase. Hierauf warf einer von Gamber-Alis Kameraden dem Eseltreiber eine Flasche an den Kopf, während ihm der andere, beinahe in demselben Augenblicke, den Mulla gegen die Magengrube schleuderte. Jetzt entstand ein allgemeines Handgemenge.

Der Pischkedmet des Prinzen hatte, als offizielle Persönlichkeit, eine gewisse Haltung zu bewahren. Er fühlte instinktiv, daß seine Würde auf dem Spiele stand und daß, wenn es an sich schon unangenehm wäre, Prügel zu kriegen, diese Unannehmlichkeit sich zur Blamage auswachsen konnte, wenn

die Prügel sichtbare Spuren an Nase oder Augen hinterließen. Darauf, daß Leute ohne Bildung die gewöhnlichste Rücksicht beachten würden, war ja wohl kaum zu rechnen! Der würdige Diener erhob sich also und stellte sich auf seine Beine, so gut er konnte. Dann traf er, indem er den Kopf mit den Händen schützte, Anstalten, sich zurückzuziehen. Doch sein Vorhaben wurde falsch gedeutet.

Einige der Kampfhähne glaubten nämlich, daß er die Absicht habe, die Polizei zu rufen, und gingen nun mit vereinten Kräften gegen ihn los. Gamber-Ali war, er wußte selbst nicht wie, mitten hineingeraten und bildete eine Art natürlicher Schutzwehr zwischen dem armen Pischkedmet und seinen Angreifern, unter denen sich zwei Eseltreiber besonders auszeichneten, die noch mehr betrunken und folglich noch wütender waren als die anderen. Der unglückliche Malerssohn war halbtot vor Angst. Er stieß durchdringende Schreie aus und rief unaufhörlich seine Mutter zu Hilfe. Die streitbare Bibi-Dschanem würde das Produkt ihrer Liebe sicherlich nicht vergebens haben schreien lassen, doch sie war weit und hörte ihn nicht. Indessen hatte Gamber-Ali den Pischkedmet mit seinen Armen umschlungen. Er preßte ihn mit Inbrunst an sich, und je mehr Schläge er bekam, die eigentlich für den armen Teufel bestimmt waren, desto heißer flehte er ihn an, ihn doch um aller Heiligen willen zu retten. Es kam ihm nicht in den Sinn, daß er selbst dem, den er um Hilfe anrief, zum Schilde diente und die meisten Hiebe für ihn einsteckte. Wahrscheinlich hätte der Kampf für den prinzlichen Würdenträger und für Gamber-Ali ein böses Ende genommen, wenn nicht plötzlich der armenische Wirt, ein großer, starker Kerl, der an solche Szenen gewöhnt war und sich nicht leicht aus seiner Ruhe bringen ließ, im Zimmer erschienen wäre. Ohne sich im mindesten darum zu kümmern,

auf welcher Seite Recht oder Unrecht lag, packte er mit der einen Hand den Pischkedmet am Genick und mit der anderen Gamber-Ali beim Rockkragen und warf die zwei Unglücklichen mit mächtigem Schwunge zur Tür hinaus, die er hinter ihnen verschloß. Sie rollten beide in den Sand und blieben einen Augenblick, vom Sturze betäubt, liegen. Als sie sich dann mit Mühe erhoben, taten ihnen alle Knochen im Leibe weh. Kaum hatten sie die Besinnung wiedererlangt, so beschäftigte sie beide der gleiche Gedanke: sie befürchteten, ohne dieser Furcht Ausdruck zu geben, die Wache könne, durch den Lärm angelockt, herbeieilen, um Ordnung zu schaffen; und sie hielten es für sehr geraten, das Weite zu suchen. Als sie sich ächzend und stöhnend auf dem Schauplatz ihrer Niederlage wieder aufgerichtet hatten, wandte sich der Pischkedmet zu Gamber-Ali und sagte: „Sohn meines Herzens, entziehe mir nicht deinen Schutz! Die heiligen Imams werden es dir vergelten!"
Gamber-Ali dachte gar nicht daran, ihn im Stich zu lassen. Er näherte sich seinem Schützling, faßte ihn bei der Hand, und beide entfernten sich, ein wenig taumelnd, aus der Sackgasse, in der die Schänke lag. Als sie nach einigen Schritten in die Hauptstraße gelangten, fanden sie ihren Mut und ihre Sprache wieder.
„Gamber-Ali," sagte der Palastbediente, „ein Löwe besitzt nicht die Tapferkeit, die du bewiesen. Du hast mir das Leben gerettet, und das will ich dir, bei Gott, niemals vergessen! Du sollst keinem Undankbaren geholfen haben. Ich werde dein Glück machen. Besuche mich morgen im Palast, und wenn du mich nicht an der Pforte findest, so laß mich rufen. Ich werde dir sicherlich eine gute Mitteilung machen können. Aber schwöre mir zuvor, keinem Menschen etwas von unserem heutigen Abenteuer zu erzählen! Kein

Wort davon! Weder zu deinem Vater, noch zu deiner Mutter, noch selbst zu deinem Kopfkissen! Ich bin ein frommer Mann und von aller Welt geachtet wegen der Strenge meiner Sitten. Du verstehst, Licht meiner Augen, daß ich sehr unglücklich sein würde, wenn man Verleumdungen über mich verbreitete."

Gamber-Ali leistete die furchtbarsten Eide, daß er selbst einer Ameise, dem schweigsamsten und diskretesten aller Lebewesen, das Geheimnis seines neuen Freundes nicht anvertrauen werde. Er schwor bei dem Haupte eben dieses Freundes, schwor bei den Häuptern seines Vaters und seiner Mutter und bei denen seiner Großeltern väterlicher- und mütterlicherseits, wollte ein Hunde- und ein Höllensohn geheißen sein, wenn er über ihr gemeinsames Abenteuer jemals den Mund auftäte. Nachdem er dann diese furchtbaren Eide eine Viertelstunde lang wiederholt und immer von neuem bekräftigt hatte, verabschiedete er sich. Der Pischkedmet war schon wesentlich ruhiger. Er küßte ihn auf die Augen und versprach, am nächsten Morgen pünktlich zur Stelle zu sein.

Gamber-Ali hatte Schmerzen gelitten, als er verprügelt wurde, und Furcht ausgestanden bei dem Gedanken, es könne sein Leben kosten. Jetzt, da die Gefahr vorüber war und die Schmerzen nachzulassen begannen, war er gleich wieder in gehobener Stimmung. Es war nicht sein erstes Erlebnis dieser Art, und Gründe, um seine Reputation besorgt zu sein wie der Pischkedmet, gab es für ihn nicht. Er konnte also seine Phantasie rückhaltlos sich an den Versprechungen berauschen lassen, die er soeben entgegengenommen. Den Kopf voll von leuchtendem Feuerwerk, im voraus schon geblendet von dem Glanze, der ihn umstrahlen sollte, langte er in der besten Laune von der Welt bei der Wohnung seiner Eltern an. Alle herrenlosen Hunde des Viertels

kannten ihn, und keiner unternahm eine feindselige Demonstration gegen seine Waden. Die Nachtwächter, die unter den Türbogen der Läden lagen, hoben ihre müden Köpfe, als er vorbeiging, und ließen ihn passieren, ohne ihn ins Verhör zu nehmen. So stahl er sich ungestört ins Haus.
Dort fand er, obwohl es schon tiefe Nacht war, seine würdigen Eltern vor einer Flasche Branntwein und einem halb aufgezehrten Hammelbraten. Bibi-Dschanem spielte Gitarre, und Mirza-Hassan-Khan saß, ohne Rock und Hut, mit kurzgeschorenem Haar und einem schwarz gefärbten Bart, der hie und da noch weiß schimmerte, auf dem Boden und trommelte mit Begeisterung auf einem Tamburin. Die beiden Ehegatten sangen, mit verzückt nach oben gedrehten Augen, aus vollem Halse:

„Liebliche Tulpen und schlanke Zypressen –
Liebe allein macht den Alltag vergessen!"

Gamber-Ali blieb respektvoll an der Schwelle stehen und begrüßte die Urheber seiner Existenz. Er hielt, mit größerer Würde als je, die rechte Hand auf dem Knaufe seines Schwertes. Seine Mütze war eingetrieben, sein Hemd zerrissen, und die Locken hingen ihm wirr um den Kopf. Er sah, wie Bibi-Dschanem, die sich darauf verstand, bei sich meinte, aus wie der entzückendste Strolch, den ein begehrliches Weib sich nur wünschen konnte.
„Setze dich, Liebling," sagte die Dame, indem sie ihre Gitarre fortstellte, während Mirza-Hassan-Khan einen kühngeformten Triller jäh abbrach. „Woher kommst du? Hast du dich gut unterhalten heute abend?"
Gamber-Ali tat wie seine Mutter geheißen und hockte sich nieder. Aber er nahm eine möglichst bescheidene Stellung ein und antwortete, den Kopf an die Tür gelehnt: „Ich habe dem Offizier des Prinzen-Statthalter das Leben gerettet. Er

war auf freiem Felde angegriffen worden. Von mindestens zwanzig Kriegsleuten, wahren Tigern an Mut und Wildheit, lauter Mamacenys oder Bachtijaren, glaube ich. Denn nur diese beiden Stämme verfügen über so riesenhafte Männer. Ich bin auf sie losgegangen und habe sie, mit Gottes Hilfe, in die Flucht geschlagen."

Nach diesen Worten wurde Gamber-Alis Haltung noch bescheidener.

„Das ist der Sohn, den ich zur Welt gebracht habe, ich allein!" rief Bibi-Dschanem aus, indem sie ihren Mann mit triumphierender Miene musterte. „Umarme mich, mein Herz! Küsse deine Mutter, mein Leben!"

Der junge Held brauchte sich nicht sonderlich zu inkommodieren, um die zärtlichen Wünsche seiner Bewunderin zu erfüllen. Das Zimmer war klein. Er streckte also den Kopf ein wenig vor und hielt seine Stirn den nach ihm gespreizten Lippen entgegen. Mirza-Hassan-Khan begnügte sich mit einem Kommentar rein praktischer Art, indem er sagte: „Da schaut ein Geschäft heraus!"

„Was hat dir der Herr Leutnant gegeben?" fuhr Bibi-Dschanem fort.

„Er hat mich für morgen zum Frühstück im Palast eingeladen und will mich Seiner Hoheit selbst vorstellen."

„Du wirst zum General ernannt werden," sagte die Mutter in überzeugtem Tone.

„Oder zum Staatsrat," meinte der Vater.

„Ich würde nicht nein sagen, wenn man mich zunächst einmal zum Zolldirektor machte," murmelte Gamber-Ali nachdenklich.

Er glaubte selbst mehr als die Hälfte von dem, was er sich da eben ausgedacht hatte; und das ist nicht wunderlich, wenn man die eigenartige Geistesverfassung der Orientalen ein

wenig näher kennt. Ein Diener des Prinzen, der dem armen und interessanten Gamber-Ali wohlwollte, konnte nur ein Mann von den hervorragendsten Eigenschaften sein. Und wenn er diese hervorragenden Eigenschaften besaß, warum sollte er sich dann nicht der besonderen Gunst seines Herrn erfreuen? Und da er der Günstling seines Herrn war, so war er auch selbstverständlich sein Stellvertreter, wofür ja bekanntlich der Titel Leutnant nur eine fremdsprachige Bezeichnung ist. Der Stellvertreter des Prinzen mußte aber natürlich mit jeder Sache von Bedeutung betraut werden, und da er eine solche Machtstellung besaß, so konnte man doch nicht annehmen, daß er mit den Belohnungen geizen werde, die er auf das Haupt seines Retters häufen wollte. In Wahrheit hatte ja Gamber-Ali nicht eine Schar wilder und furchtbarer Wegelagerer in die Flucht geschlagen, aber warum sollte er erzählen, daß er aus einer Schänke kam? Wem hätte er mit einer solchen Offenheit einen Gefallen erwiesen? War es nicht viel besser, der ganzen Geschichte den Anstrich eines rühmlichen Abenteuers zu geben, da doch das Ende für ihn so außerordentlich ehrenvoll werden sollte? Übrigens war ihm vom Pischkedmet bestätigt worden, daß er einen über jedes Lob erhabenen Mut gezeigt hatte.

Die Zukunftsträume, die Vater, Mutter und Sohn in dieser Glücksnacht einander ausmalten, lassen sich nicht in Worte fassen. Bibi-Dschanem sah ihren Abgott schon im Staatsgewande des obersten Ministers und tat sich gütlich bei dem Gedanken, wie sie die Frau des Garkochs, die gestern abend über sie geklatscht hatte, mit dem Stock würde durchhauen lassen. Dennoch mußte man vorläufig ein paar Stunden schlafen. Die drei streckten sich gegen Morgen auf dem Teppich aus und genossen, wie man so sagt, die Wonnen

der Ruhe. Sobald der Tag graute, sprang Gamber=Ali auf. Er machte seine Waschungen, leierte flüchtig sein Gebet herunter und schritt auf die Straße. Beim Gehen wiegte er sich in den Hüften, wie es einem Manne von seiner Bedeutung gebührte.

Vor dem Palaste angekommen, sah er eine Menge Menschen, die, wie gewöhnlich, vor dem Tore herumstanden: Soldaten, Diener aller Arten, Bittsteller, Derwische und Leute, die ihre Geschäfte oder ihre Beziehungen dorthin geführt hatten. Mit der hübschen jungen Männern eigenen Unverschämtheit bahnte er sich seinen Weg durch die Menge und fragte den Pförtner in herablassendem, durch ein liebenswürdiges Lächeln etwas gemildertem Tone, ob sein Freund Assadullah=Bey zu Haus wäre.

„Hier kommt er gerade," erwiderte der Pförtner.

„Möge Eurer Exzellenz Güte ewig währen!" sagte Gamber=Ali, indem er sich seinem Protektor näherte, der seinen Gruß in freundschaftlichster Weise entgegennahm.

„Euer Glück ist gemacht," bemerkte Assadullah (der Löwe Gottes).

„Das danke ich Eurer Güte!"

„Die Ihr Euch überreich verdient habt! Hört, worum es sich handelt. Ich habe mit dem Ferrasch=Bachi, dem Chef der Teppichleger Seiner Hoheit, über Euch gesprochen. Er ist mein Freund und einer der tugendhaftesten und ehrenwertesten Menschen, die ich kenne. Es wäre geschmacklos von mir, seine Rechtschaffenheit zu rühmen, da sie in aller Munde ist. Gerechtigkeit, Wahrheitsliebe und Selbstlosigkeit sind seine hervorragendsten Eigenschaften. Er willigt ein, Euch in die Schar seiner Untergebenen aufzunehmen, und von heute an dürft Ihr Euch dazu rechnen. Selbstverständlich müßt Ihr ihm ein kleines Geschenk machen, aber

ihm liegt so wenig an den Gütern dieser Erde, daß es vornehmlich wie eine Huldigung wirken muß. Gebt ihm also fünf Goldtomans und vier Zuckerhüte."

„Der Prophet soll ihn schützen," entgegnete Gamber-Ali, ein wenig verdutzt. „Darf ich wagen, die Frage an Euch zu richten, welchen Lohn ich in dem glänzenden Amt, dem ich mich widmen soll, erhalten werde?"

„Euer Lohn," sagte mit vertraulich gedämpfter Stimme der Löwe Gottes, wobei er um sich blickte, um sich zu überzeugen, ob er nicht belauscht würde, „Euer Lohn beträgt acht Sahabgrans[1] im Monat; aber der Oberhofmarschall Seiner Hoheit zahlt meistens nicht mehr als sechs. Zwei tretet ihr ihm für seine Bemühungen ab. So bleiben Euch vier. Ihr werdet Euch Eurem ehrwürdigen Vorgesetzten nicht undankbar erweisen wollen, indem Ihr ihm vielleicht weniger als die Hälfte anbietet. Ich kenne Euch und weiß, daß Ihr dessen nicht fähig wäret. Zu einer solchen Unschicklichkeit würdet Ihr Euch niemals hinreißen lassen! Es bleiben Euch also, wie gesagt, zwei Sahabgrans. Was könnt Ihr Besseres damit anfangen, als den Naybéferrasch, Euren Rottenführer, freihalten, um einen zuverlässigen und ergebenen Freund zu gewinnen? Laßt Euch durch seine etwas eckigen Formen nicht täuschen. Er verbirgt ein Herz von Gold dahinter."

„Möge der Himmel alle seine Gnaden auf ihn häufen," versetzte Gamber-Ali, der sehr traurig geworden war. „Was aber bleibt mir übrig?"

„Das will ich Euch sagen, mein Sohn," entgegnete der Löwe Gottes mit einer ernsten und gewichtigen Miene, die seiner reichen Erfahrung und seinem wallenden Barte wohl

[1] Etwa zehn Franken.

anstand. „Jedesmal, wenn Ihr jemandem ein Geschenk des Prinzen oder eines Eurer Vorgesetzten überbringt, erhaltet Ihr natürlich von der durch diese Gunst ausgezeichneten Persönlichkeit eine Belohnung. Und diese Belohnung wird, da Ihr ein hübscher Bursche seid, niemals zu klein ausfallen. Was Ihr bekommt, werdet Ihr freilich mit Euren Kameraden teilen müssen, aber Ihr seid nicht gezwungen, ihnen genau anzugeben, wieviel man Euch in die Tasche gesteckt hat. In der Beziehung hat man seine kleinen Vorbehalte, die Ihr bald kennen werdet. Dann wird es vorkommen, daß man Euch beauftragt, einem Inkulpaten die Bastonnade zu geben. In einem solchen Falle ist es üblich, daß der Patient dem Exekutor etwas anbietet, damit er nicht so stark zuschlägt oder, je nach der Höhe des Honorars, seine Streiche auch nur in die Luft führt. Dazu bedarf es einiger Übung, die Ihr Euch aneignen müßt. Wenn man aber Verstand besitzt, wie Ihr, bringt man es darin leicht zu der nötigen Geschicklichkeit. Da Eure Vorgesetzten zweifelsohne bald Achtung vor Euch haben werden, so wird Euch hie und da der Auftrag blühen, die Steuern in den Dörfern einzutreiben. In einem solchen Falle müßt Ihr verstehen, Eure Interessen mit denen der Bauern, die nie zahlen wollen, mit denen des Staates, der immer einnehmen will, und mit denen des Fürsten, der Euch zürnen würde, wenn er leer ausginge, in Einklang zu bringen. Glaubt mir, das ist eine Goldgrube! Kurz: tausenderlei Gelegenheiten, Umstände und Zufälle werden sich ergeben, wo Ihr, wie ich überzeugt bin, Wunder verrichten werdet. Und ich selbst will der Glücklichste aller Sterblichen sein, wenn ich mein Teil dazu beitragen kann, Euch in dieser Welt zu einer guten Stellung zu verhelfen."

Gamber-Ali begriff die verführerische Seite des so verlockend vor seinen Augen entworfenen Bildes und war ent-

zückt von den ungeahnten Vorzügen seiner neuen Stellung. Nur ein Umstand beunruhigte ihn.

„Exzellenz," sagte er mit bewegter Stimme, „mögen alle Seligkeiten Euch belohnen für das, was Ihr an einer armen, hilflosen Waise tut! Aber wie soll ich dem ehrwürdigen Ferrasch-Bachi die fünf Tomans und die vier Zuckerhüte geben, da ich doch nichts auf der Welt mein eigen nenne als die Hochachtung, die ich für Euch empfinde?"

„Ganz einfach," erwiderte der Löwe Gottes. „Er ist so gütig, daß er warten wird. Ihr bringt ihm die kleine Huldigung dar, sobald Ihr einen Verdienst habt."

„Dann nehme ich Euren Vorschlag beglückt an," rief Gamber-Ali hocherfreut.

„Ich will Euch sogleich vorstellen, und Ihr tretet noch heute in Euer Amt."

Hierauf drehte sich der Pischkedmet auf seinem Absatz um, geleitete seinen jungen Genossen durch die Menge und ließ ihn in den Hof eintreten. Es war ein großer, leerer Raum, umgeben von niedrigen Gebäuden aus grauen, in der Sonne getrockneten Ziegelsteinen, die an den Ecken von einer Einfassung aus Backsteinen unterbrochen wurden. Das leuchtende Rot dieses architektonischen Schmuckes verlieh dem Ganzen einen ziemlich glänzenden Anstrich, der noch verschönt wurde durch Mosaiken von blauer Fayence, die Blumen und Arabesken darstellten. Unglücklicherweise waren die Arkaden zum Teil eingestürzt, oder doch wenigstens stark beschädigt; aber Ruinen spielen in Asien nun einmal die Hauptrolle bei allen Gelegenheiten. Mitten im Hofe standen einige Kanonen mit oder ohne Lafetten, und die dazu gehörigen Mannschaften saßen oder lagen dabei herum. Stalleute hielten Pferde, deren glänzende Rücken mit roten, buntgestickten Schabracken bedeckt waren, am Zügel. Hier spazierte eine

Gruppe von Ferraschs auf und ab, den Stock in der Hand, zum Zeichen, daß sie bestimmt waren, für Ordnung zu sorgen, die indessen nicht vorhanden war. Dort kochten Soldaten ihr Essen in großen Töpfen. Offiziere schritten über den Hof und machten dabei ein unverschämtes Gesicht oder zeigten eine freundliche oder höfliche Miene, je nachdem sie die Blicke, die auf sie gerichtet waren, beachteten oder nicht. Kurz, es ging so zu, wie es in allen Reichen dieser Erde zugeht. Nur daß hier alles durch eine gewisse Harmlosigkeit gemildert wurde.

Assadullah verließ, gefolgt von seinem durch all die Pracht geblendeten Schützling, den großen Hof und führte ihn in einen kleineren Innenhof, dessen Mitte ein viereckiges Becken einnahm. Dieses Becken war mit Wasser gefüllt, das in lieblichstem Blau schimmerte. Es war der Widerschein der steinernen Einfassung, die aus großen, in köstlichster Weise glasierten Ziegeln gefertigt war. Das Becken umstanden mächtige Platanen, deren Stämme in dem dichten Gewirr selten großer, über und über mit Blumen bedeckter Rosensträucher völlig verschwanden. Dem niedrigen und schmalen Eingang gegenüber, durch den die beiden Freunde eingetreten waren, erhob sich ein sehr hoher Saal, den ein Europäer für den Bühnenraum eines Theaters hätte halten können. Denn er war nach vorn vollständig offen und nur flankiert durch zwei zierliche, goldgemalte Säulen. Um den bühnenmäßigen Eindruck noch zu vervollständigen, zeigte der Saal einen Hintergrund, der einer Dekoration mit Soffitten und Kulissen glich. Dieser Hintergrund leuchtete von Malereien, Gold und Spiegeln, die in verschwenderischester Weise über die Wand verteilt waren. Kostbare Teppiche bedeckten den Boden, zu dem sechs Stufen vom Hofe aus hinanführten. Dort geruhte Seine Hoheit der

Prinz-Statthalter, in schwellende Kissen gelehnt, umgeben von einigen distinguierten Herren und seinen Leibdienern, höchstselbst zu frühstücken. Man servierte ihm Reis in einer gewaltigen Schüssel und ein Dutzend Gerichte in Porzellangeschirr.

Von den drei Seiten des Hofes, die der Saal nicht einnahm, lagen zwei in Trümmern. Die dritte Seite zeigte eine Flucht einigermaßen bewohnbarer Gemächer.

Gamber-Ali fühlte sich sehr beklommen bei dem Gedanken, daß er leibhaftig an einem so weihevollen Orte weilte; doch zugleich dünkte er sich ungeheuer wichtig, weil ihm das Glück zuteil geworden war, dieses Heiligtum betreten zu dürfen. Es schien ihm, daß es seinesgleichen auf Erden nicht mehr gäbe, da er jetzt diesem schier einzig mächtigen Manne angehörte, der ihn widerspruchslos in Atome zerhacken lassen konnte. Ehe er in dieses königliche Haus gekommen, war er im Vollbesitze seiner persönlichen Freiheit gewesen, und niemals hätte der Prinz-Statthalter, der von seiner Existenz nichts ahnte, ihn holen können. Nun aber, da er ein Diener geworden war, bildete er ein Glied in der Kette wahrhaft glücklicher Menschen, die den untersten Küchenjungen und den ersten Minister umschließt. Und die Freude war ihm vergönnt, den Prinzen vielleicht schon in der nächsten Viertelstunde brüllen zu hören: „Versohlt mir den Gamber-Ali mit dem Stocke!" Was klar beweisen würde, daß Gamber-Ali nicht so ein armer Schlucker war wie zum Beispiel sein Vater. Denn sonst hätte sich der Prinz niemals herbeigelassen, sich, in welcher Art immer, mit ihm zu befassen.

Während er sich noch diesen hochfahrenden Gedanken hingab, erhielt er einen Rippenstoß von Assadullah, der ihm sagte: „Hier ist der Ferrasch-Bachi! Fürchte dich nicht, mein Sohn!"

Die Ermahnung war nicht überflüssig. Der Chef der Teppichleger des Prinzen-Statthalters von Schiras besaß nämlich ein ziemlich abstoßendes Aussehen. Die Hälfte seiner Nase hatte die bösartige Krankheit weggefressen, die man die Blattern nennt. Sein aufgewirbelter schwarzer Schnurrbart sträubte sich auf beiden Seiten je einen halben Fuß von diesem Nasenstumpf weg. Seine Augen funkelten düster unter buschigen Brauen, und sein Gang wirkte imponierend. Er trug ein prächtiges Gewand von kermanischer Wolle, einen Mantel von reich betreßtem russischen Tuch, und der Schafpelz seiner Mütze war so fein, daß man sie beim ersten Blick auf mindestens acht Tomans schätzen konnte; was, in abendländische Währung umgerechnet, gegen hundert Franken ausmachen würde.

Dieser majestätische Würdenträger näherte sich mit gemessenem Schritt dem Pischkedmet, der ihn begrüßte, indem er die Hand aufs Herz legte. Gamber-Ali aber erlaubte sich nicht eine solche Vertraulichkeit. Er stieß die Hände von der Hüfte an abwärts bis unter die Kniee, und nachdem er sich so tief verneigt hatte, daß seine Nase fast den Boden berührte, schob er seine Finger in den Gürtel und wartete, mit bescheiden gesenkten Augen, auf die Ehre einer Anrede. Der Ferrasch-Bachi strich sich mit wohlgefälliger Miene den Bart und verständigte Assadullah durch einen gnädigen Blick, daß die Prüfung zu seiner Zufriedenheit ausgefallen. Assadullah beeilte sich, zu sagen: „Der junge Mann hat seine Vorzüge. Er ist erfüllt von Lauterkeit und Anstand und weiß den Mund zu halten. Das kann ich beim Haupte Eurer Exzellenz beschwören. Ich weiß, daß er nur Umgang mit anständigen Leuten pflegt und schlechte Gesellschaft meidet. Eure Exzellenz wird ihn sicherlich mit Ihrer unerschöpflichen Güte überschütten. Er wird, wie wir aus-

drücklich vereinbart haben, alles in der Welt tun, um Sie zufriedenzustellen."
„Das ist durchaus zu loben," erwiderte der Ferrasch-Bachi. „Aber ehe wir den Pakt schließen, möchte ich unter vier Augen eine Frage an den würdigen jungen Mann richten."
Er nahm Gamber-Ali beiseite und sagte ihm: „Herr Assadullah ist wie ein Vater zu Euch. Gesteht mir offen: wieviel habt Ihr ihm dafür gegeben?"
„Möge Eure Güte ewig währen," antwortete Gamber-Ali unbefangen. „Ich würde mir nicht erlauben, irgend jemandem ein Geschenk zu machen, solange meine schlechte Vermögenslage mich zwingt, zu warten und die Tage zu zählen, bis ich Eurer Erzellenz meine Hochachtung beweisen kann."
„Aber du wirst ihm doch irgend etwas versprochen haben," wandte der Ferrasch-Bachi lächelnd ein. „Also wieviel hast du ihm versprochen?"
„Bei Eurem Haupte, beim Leben Eurer Kinder!" rief Gamber-Ali. „Ich habe mich zu nichts verpflichtet. Es war von Anfang an mein Wille, nur nach Euren Befehlen zu handeln."
„Das ist recht! Sei immer so vernünftig, und es wird zu deinem Besten sein. Ich gebe dir also folgenden uneigennützigen Rat. Was mich anlangt, so brauchst du dich keineswegs bedrückt zu fühlen. Ich bin glücklich genug, dir dienen zu können. Aber da du jetzt deine ersten Schritte ins Leben setzest, mußt du lernen, jedem nach seinem Range zukommen zu lassen, was ihm gebührt. Das ist die Weltordnung. Die Sterne könnten ohne sie ihren himmlischen Dienst nicht verrichten, und die Erde ginge in Trümmer, würde diese Ordnung aufgehoben. Du weißt, daß ein Pischkedmet kein Ferrasch-Bachi ist. Also darfst du gerechterweise dem ersten höchstens die Hälfte dessen

geben, was du für den zweiten bestimmst. Um mich genauer auszudrücken: gib Assadullah, sobald du kannst, fünf Tomans und vier Zuckerhüte. Nicht mehr! Du siehst, daß ich darauf bedacht bin, deinen Vorteil wahrzunehmen."
Bei diesen Worten gab der Ferrasch-Bachi dem jungen Manne einen freundschaftlichen Klaps auf die Wange, und nachdem er ihm kundgetan, daß er fortan zu den Leuten des Prinzen gehöre, zog er sich dahin zurück, wohin die Pflicht ihn rief. Der neue Diener der großen Männer konnte sich einiger Besorgnis über seine Lage nicht erwehren. Der Löwe Gottes hatte ihm nur den dritten Teil der Summe genannt, die er in Wahrheit zu zahlen haben würde. Seine Verpflichtungen betrugen nicht fünf Tomans und vier Zuckerhüte, sondern fünfzehn Tomans und zwölf Zuckerhüte. Das war, weiß Gott, nicht dasselbe! Aber er beunruhigte sich nicht lange über diese rechnerischen Differenzen, bedankte sich enthusiastisch bei seinem Beschützer, küßte den Saum seines Gewandes und schickte sich an, wie das jetzt sein gutes Recht war, in den Höfen des Palastes umherzubummeln und sich zu seinen Kameraden zu gesellen. Einige von ihnen kannte er schon. Er war ihnen in der guten Gesellschaft begegnet, mit der er sonst gewöhnlich verkehrte. Mit den anderen, die ihm noch fremd waren, knüpfte er bald eine Unterhaltung an. Er erwarb sich sehr schnell ihre Wertschätzung, und sie erwiesen sich ihm gegenüber von einer geradezu bestrickenden Liebenswürdigkeit. Der Tee des Prinzen schmeckte ihm, und ohne daß man es bemerkte, konnte er einige Zuckerstücke in seiner Tasche verschwinden lassen. Man spielte allerhand harmlose Spiele, und da Gamber-Ali auf dem Gebiete kein Neuling war, zog er aus dieser kunstvoll betriebenen Tätigkeit einen Gewinn von fünfzehn Franken und eroberte sich zugleich die allgemeine Sympathie. Jeder einzelne hatte von

ihm den Eindruck, daß er ein hübscher und umgänglicher Bursche wäre.
Als er am Abend nach Hause zurückkehrte, bestürmte ihn seine Mutter mit Fragen.
„Ich bin halbtot vor Müdigkeit," gab er gähnend zur Antwort. „Der Prinz hat fest darauf bestanden, daß ich sein Gast bei Tische sei. Wir haben den ganzen Tag Karten gespielt. Ich hätte ihn bös hineinlegen können, aber ich wollte ihm nicht gleich beim ersten Male wehetun. Darum habe ich ihm nur die paar Franken hier abgewonnen. Wenn ich seiner Gunst erst ganz sicher bin, werde ich nicht mehr so sanft mit ihm umgehen. Wir haben uns verabredet, daß ich, um die Eifersucht der anderen nicht zu reizen, einige Zeit so tun solle, als gehöre ich zu seinen Ferraschs. Später werde ich Wesir. Inzwischen ist es meine einzige Aufgabe, mich von früh bis spät zu amüsieren. In einigen Wochen reisen wir nach Teheran, wo Seine Hoheit mich dem Könige vorstellen will."
Bibi-Dschanem drückte ihren herrlichen Sohn an ihren Busen. Da sie ihn ein wenig aufgeregt fand, versprach sie ihm für den nächsten Morgen eine gute Tasse Weidenblättertee, um das Fieber seines Blutes zu beschwichtigen. Mirza-Hassan-Khan hatte zwei Tintenfässer verkauft und zehn Sahabgrans dafür bekommen. Man konnte sich also, zur Feier des Tages, ein feines Abendessen gönnen. Bibi-Dschanem buk Kuchen von Blätterteig und briet eine Schüssel Kuftehs, Klößchen von gehacktem Fleisch, die in Weinblätter gewickelt waren. Sie war eine Meisterin in der Zubereitung dieses Gerichts und berühmt dafür bei allen Hausfrauen von Schiras. Man aß und trank, und die halbe Nacht verlief in ungetrübter Fröhlichkeit.
Am Morgen ging Gamber-Ali, nachdem er sein Elixir

eingenommen und die mütterliche Ermahnung erhalten hatte, sich nicht zu überanstrengen, wieder zum Dienste im Palast.

Es ist eine wunderbare Sache um die Wahrheit! Sie stiehlt sich überall hinein, selbst in die Lüge, und die Menschen wissen nicht, von wannen sie gekommen. Die bevorstehende Abreise des Prinzen-Statthalters nach der Hauptstadt, die der junge Ferrasch nur auf Grund seiner eigenen Divinationsgabe angekündigt hatte, war Tatsache. Gamber-Ali war selbst ganz überrascht, als seine Kameraden ihm mitteilten, daß es in acht Tagen fortginge. Der Prinz sei abberufen worden und hätte einen Nachfolger erhalten (was als ein neuer Beweis für die nach Gebühr geschätzte Tüchtigkeit der Regierung anzusehen war).

Dortzulande, wo diese Geschichte spielt, hält man sich nicht lange dabei auf, mit den leitenden Amtspersonen genau abzurechnen. Man ernennt sie und schickt sie an ihren Bestimmungsort. Sie ziehen die Steuern ein und behalten den größten Teil davon für sich unter dem Vorwand, die Ernten wären schlecht ausgefallen, der Handel liege darnieder, und die öffentlichen Arbeiten zehrten alle Mittel auf. Man macht ihnen nicht unnütze Scherereien, sondern glaubt einfach, was sie sagen. Dann, nach vier oder fünf Jahren, setzt man sie ab. Man läßt sie kommen und fragt sie, was sie vorziehen: Rechnung abzulegen oder eine bestimmte Geldsumme zu bezahlen. Sie entscheiden sich fast immer für das letzte, weil es ihnen schwer fallen würde, ordnungsmäßig geführte Bücher aufzuweisen. Man erleichtert sie also um die Hälfte oder um zwei Drittel des Geldes, das sie zusammengerafft haben; und von dem, was übrigbleibt, machen sie dem König, den Ministern, Haremsdamen und anderen einflußreichen Persönlichkeiten Geschenke, worauf man

ihnen um billigen Preis eine neue Statthalterei überträgt, die sie nach dem gleichen System verwalten. Dann beginnt das Spiel von vorn und endet wieder, wie das erste geendet hatte. Es ist dies eine Methode, deren Vorzüge nicht besonders hervorgehoben zu werden brauchen, da sie ohne weiteres einleuchten. Die Bevölkerung ist entzückt, wenn sie sieht, wie die Statthalter wieder ausspucken müssen, was sie eingenommen haben. Die Statthalter verbringen ihr Leben damit, sich zu bereichern, und sterben schließlich doch als arme Teufel, ohne je geahnt zu haben, daß dies ihr unvermeidliches Ende sein müsse. Und die oberste Gewalt erspart sich die Sorgen einer Überwachung und hält sich, ihren Beamten gegenüber, von geschmacklosen Nörgeleien frei.
Als Seine Hoheit die Provinz, deren Hauptstadt Schiras ist, lange genug gebrandschatzt hatte, lud man ihn vor und bat ihn, den Säulen des Reiches, das heißt den Staatsministern, die Erfolge seiner Verwaltung darzulegen. Alles ging, wie es zu gehen pflegt. Aber da nichts in der Welt vollkommen ist, hatte der in Ungnade Gefallene einige besonders peinliche Augenblicke durchzumachen. Er wußte nämlich nicht genau, bis zu welchem Betrage man ihn zur Ader lassen würde.
In früher Morgenstunde, noch ehe der Tag graute, hatte sein Haushofmeister die Flucht ergriffen und einige kleine Andenken von Wert mitgenommen. Der Ferrasch-Bachi war in düsterer Stimmung. Er hatte nicht das rechte Zutrauen zu seiner Lage; er ahnte, daß sie schwerlich so gewinnbringend bleiben würde, wie sie bisher gewesen. Die Pischkedmets tuschelten einander ihre Ansichten ins Ohr. Die Stalleute, die Ferraschs, Soldaten und Boten, die nichts zu verlieren hatten, waren über die bevorstehende Luftveränderung hochbeglückt. Fortwährend verschwanden allerlei Gegenstände, um wahrscheinlich in einem Monat in irgendeinem Laden

des Basars wieder aufzutauchen. Was die Bewohner von Schiras anlangt, so rasten sie vor Freude, als sie die Neuigkeit vernahmen. Überall pries man die Gerechtigkeit, den Edelsinn und die Güte des Königs. Man verglich ihn mit Nuschirwan, einem Monarchen aus früherer Zeit, dem man Tugenden zuschreibt, die man vermutlich zu seinen Lebzeiten einem seiner Vorgänger zugeschrieben. Lieder wurden in die Luft geschleudert wie Feuerwerk. Eines immer bösartiger, frecher und gehässiger als das andere. Wo nur noch ein Basar zu finden war, gröhlte man. Von einem Ende der Stadt bis zum anderen. Es gibt nichts, das der Undankbarkeit des Volkes gleichkäme!

Der Ferrasch-Bachi nahm Gamber-Ali auf die Seite: „Du siehst, mein Sohn," sagte er zu ihm, „daß ich sehr beschäftigt bin. Ich muß die Zelte für die Reise instand setzen, dafür sorgen, daß die Maultiere beschlagen werden, kurz, daß es an nichts fehlt. Es bleibt mir also nicht die Zeit, mich um meine eigenen Angelegenheiten zu kümmern. Hier hast du eine Anweisung auf acht Tomans, die mir Mirza-Gaffar, einer der Schreiber des Arsenals, gegeben hat. Er wohnt auf dem Grünen Platze, gleich linkerhand, neben dem Wassertümpel. Gehe zu meinem Schuldner, sage ihm, ich könne nicht länger warten, weil ich nicht wüßte, wann ich zurückkehren würde. Wenn du das kleine Geschäft zu meiner Zufriedenheit erledigst, sollst du keinen Grund haben, deine Mühe zu bereuen."

Bei diesen Worten blinzelte er in vielsagender Weise mit den Augen. Gamber-Ali, in seiner Begeisterung, stellte ihm einen sicheren Erfolg in Aussicht und machte sich eiligst auf den Weg nach dem Orte, den sein Vorgesetzter ihm bezeichnet hatte. Das Haus Mirza-Gaffars war bald gefunden. Gamber-Ali klopfte energisch an die Türe. Er hatte

seine Mütze schief aufgesetzt und seine entschlossenste Miene angenommen.

Nach etwa einer Minute wurde geöffnet. Er sah sich einem gebeugten alten Manne gegenüber, auf dessen Hakennase eine ungeheure Brille thronte.

„Heil Euch!" sagte Gamber-Ali kurz.

„Euch desgleichen, liebes Kind," erwiderte der Alte mit zuckersüßer Stimme.

„Habe ich die Ehre, mit dem hochgeborenen Herrn Mirza-Gaffar zu sprechen?"

„Zu dienen!"

„Ich komme, im Auftrage des Ferrasch-Bachi, mit einer Anweisung auf acht Tomans, die Eure Exzellenz sofort an mich zu zahlen belieben."

„Selbstverständlich. Aber wollt Ihr mir nicht gestatten, mich am Anblick Eurer Schönheit zu ergötzen. Die Engel des Himmels sind nichts im Vergleich mit Euch. Erweiset meinem Hause die Ehre, eine Tasse Tee anzunehmen. Es ist warm, und Ihr habt Euch allzusehr angestrengt, indem Ihr geruhtet, Eure Hoheit hierher zu bemühen."

„Zu gütig," versetzte Gamber-Ali, den die übergroße Höflichkeit des kleinen Alten noch dreister machte. Aber er willigte schließlich ein, ins Haus zu treten und sich zu setzen.

Im Handumdrehen trug Mirza-Gaffar einen Dreifuß herbei, machte Feuer darunter, stellte einen Kupferkessel darauf, holte die Teebüchse und Zucker, steckte die Wasserpfeife an und reichte sie seinem Gaste. Nachdem er ihn gefragt, wie es mit seiner werten Gesundheit stünde, und nachdem er dem Himmel dafür gedankt, daß Gamber-Ali sich in dieser Beziehung nicht zu beklagen hätte, sagte er: „Ihr seid ein so hervorragender, von den Göttern so reich gesegneter junger

Mann, daß ich nicht zögere, Euch die volle Wahrheit zu gestehen. Fluch und Verdammnis mögen mich treffen, wenn ich nur um eines Fingers Breite nach rechts oder links vom geraden Wege abweiche. Ich möchte Euch das Geld sogleich geben; allein ich weiß nicht, woher ich es nehmen soll, denn ich habe nichts."

„Gott erhalte Euch Euer Herz," erwiderte Gamber-Ali kalt, indem er ihm die Wasserpfeife reichte. „Aber mein ehrwürdiger Gebieter hat mich nicht dazu ermächtigt, Eure Beteuerungen anzuhören, sondern ihm Geld zu bringen. Wenn Ihr es mir nicht gebt, dann wißt Ihr, was geschieht. Dann wird Euer Großvater am Spieß geröstet, und dessen Großvater ergeht es auch nicht besser!"

Diese Drohung schien dem alten Schreiber, der vermutlich auf eine solche Verheerung unter seinen Ahnen nicht vorbereitet war, einen heftigen Schrecken einzujagen. Er jammerte mit kläglicher Stimme: „Es gibt keinen Islam mehr! Es gibt keine Religion mehr! Wo soll ich einen Beschützer finden, da dieses Houriantlitz, dieser Vollmond aller Güte finster auf mich blickt? Wenn ich Euch untertänigst zwei Sahabgrans anböte, würdet Ihr dann ein Wort für mich einlegen?"

„Ihr seid zu liebenswürdig," entgegnete Gamber-Ali. „Hat man schon jemals einen prinzlichen Ferrasch gesehen, der den Schimpf auf sich laden würde, eine so lächerliche Summe anzunehmen?"

„Ich würde Euch alle Schätze der Erde und des Meeres zu Füßen legen, wenn ich sie besäße, und wollte nichts für mich behalten. Aber ich besitze sie nicht! Bei Eurem Haupte, bei Euren Augen, bei dem Mitleid, das ein bejammernswerter Greis verdient: nehmt die fünf Sahabgrans an, die ich Euch gutwillig biete, und sagt Seiner Exzellenz, dem edlen

Ferrasch-Bachi, Ihr hättet Euch selbst von meinem namenlosen Elend überzeugt."
„Ich will Euch einen bescheidenen Wunsch aussprechen," unterbrach ihn Gamber-Ali. „Mir liegt selbst daran, Euch zu helfen, um die Erfüllung Eurer Segenswünsche zu erlangen. Doch Eure Exzellenz müssen auch vernünftig sein. Ich will Euch die Freude machen, den Toman, den Ihr mir bietet, anzunehmen. Es war zwar nicht nötig, aber ich würde mich schämen, Euch zu verletzen. Also, Ihr gebt mir einen Toman, und wir verlieren weiter kein Wort. Zwei Tomans händigt Ihr mir für meinen Gebieter ein, und ich verpflichte mich, die Sache in Ordnung zu bringen. Nur wird es sich, da unser Mann leicht reizbar ist, empfehlen, daß Eure Exzellenz sich in den nächsten acht Tagen nicht vor ihm sehen läßt. Es könnten sonst Unannehmlichkeiten entstehen!"
Eine Stunde lang stritten sie sich herum, tranken mehrere Tassen Tee und umarmten sich zu wiederholten Malen. Schließlich nahm der Arsenalschreiber, als er einsah, daß Gamber-Ali unerschütterlich blieb, das Kreuz auf sich, gab ihm einen Toman für sich und zwei für seinen Herrn, und sie schieden voneinander mit der beiderseitigen Versicherung ihrer wärmsten Freundschaft.
„Heil Euch," sagte Gamber-Ali dem Anführer der Ferraschs.
„Schon gut! Wieviel hast du bekommen?"
„Exzellenz, ich habe den armen Teufel auf der Straße erwischt. Er wollte ausreißen. Ich habe ihn beim Kragen genommen, ihm gründlich Bescheid gesagt und dann seine Taschen umgekehrt, obwohl die Vorübergehenden mich daran hindern wollten. Einen einzigen Toman habe ich bei ihm gefunden. Hier ist er."

„Du schwindelst!“
„Bei Eurem Haupte! Bei meinem Haupte! Bei meinen Augen und den Augen meiner Mutter, meines Vaters und meines Großvaters! Beim Buche Gottes und bei den Propheten – Heil und Segen über sie! Ich sage Euch die reinste Wahrheit.“
Der Ferrasch-Bachi flog davon wie ein Pfeil und rannte, kochend vor Wut, zum Hause des Schreibers. Er klopfte an. Keine Antwort. Er erkundigte sich bei einem Seiler, der in der Nähe wohnte. Der Seiler versicherte ihm, daß Mirza-Gaffar seit zwei Tagen verreist sei, und unterstützte seine Aussage durch einen Schwall von Eiden. Es unterlag keinem Zweifel, daß der Ferrasch-Bachi hineingelegt worden war. Er kehrte sehr traurig zum Palast zurück. Gamber-Ali hatte offensichtlich keine Schuld an der Geschichte.
„Mein Sohn,“ redete ihn sein Vorgesetzter an, „du hast dein möglichstes getan, aber das Schicksal war gegen uns.“
Nach diesem Vorfall wuchs Gamber-Alis Ansehen noch mehr, und er galt als die Perle des prinzlichen Hauses. Man betraute ihn mit allen möglichen Missionen. Er fand dabei stets seine Rechnung, und obwohl das Ergebnis seiner Bemühungen nicht immer ganz den Erwartungen seiner Auftraggeber entsprach, so kam doch keiner auf den Einfall, ihm die Schuld an der Ungunst der Verhältnisse zuzuschreiben. So groß war seine Ehrlichkeit und so treuherzig der Ausdruck seines Gesichts. Die Reisevorbereitungen waren inzwischen beendet, und der Prinz gab den Befehl, sich auf den Weg zu machen.
An der Spitze des Zuges marschierten Reisige mit langen Lanzen, Soldaten, Pferdeknechte, die die Handpferde führten; dann folgte das Gepäck, die Bereiter des Prinzen, die obersten Offiziere seines Hauses und schließlich der Prinz

selbst, auf prächtigem Zelter, und alle Beamten der Stadt mit ihrem Stabe, die ihm anderthalb Meilen Weges das Geleite geben sollten. Den Schluß des Zuges bildeten wieder Soldaten mit Gepäck, Ferraschs und eine Schar von Maultiertreibern. Auf einer anderen Straße folgte der Harem. Die Damen waren in Sänften untergebracht, die von zwei Maultieren getragen wurden. Es ist dies, nebenbei gesagt, eine herrliche Erfindung, um sich eine deutliche Vorstellung der schönsten Seekrankheit zu machen. Die Dienerinnen saßen in Kedschavehs, einer Art von Körben, von denen immer zwei von irgendeinem Reittiere geschleppt wurden. Schon von ferne konnte man die Unterhaltung, das Geschrei und Gestöhn dieser vornehmen Persönlichkeiten hören und die Schimpfworte, mit denen sie die armen Maultiertreiber traktierten. Dieser Triumphzug hatte aber auch seine weniger glänzenden Seiten. Das schöne Geschlecht der Stadt war, von Derwischen begleitet, in Menge herbeigeeilt. Es waren auch viele von Gamber-Alis ehemaligen Bekannten erschienen, die in ihren zerfetzten Kleidern, mit ihren langen Säbeln, struppigen Schnurrbärten und ihren Verbrechergesichtern nicht sonderlich vertrauenerweckend wirkten. Sobald der Zug in Sehweite war, hob ein wahres Schreikonzert an; und da Bibi-Dschanem mit einer Schar von Freundinnen, die zu jeder Schandtat bereit waren, und vor denen selbst Helden zittern konnten, die vorderste Reihe eingenommen hatte, so kann man sich denken, daß das Konzert in seiner Art vollkommen war. Im Gebrauch von Schimpfworten lieblichster Art stellten diese Heldenweiber die ältesten Fuhrknechte in den Schatten. Sie riefen im Chore: „Du Hund! du Hundesohn! du Hundeenkel! Bandit! Räuber! Mörder! Frauenschänder!" und ersannen noch viele andere Titel, die eine abendländische

Sprache gar nicht bilden könnte. Je ruppiger und gemeiner die Worte waren, desto leichter entschlüpften sie den Rosenlippen der edlen Amazonen. Dazwischen gröhlte eine Bande von Straßenjungen, die, hinter ihren Müttern verschanzt, sich in Sicherheit fühlten, Schmähverse von der Art des folgenden:

„Der Prinz von Schiras,
Ja, der Prinz von Schiras,
Der ist der größte, allergrößte Narr!
Sein Mütterlein treibt Schweinerei'n,
Desgleichen sein liebes Schwesterlein!"

Einige Minuten lang schien der Prinz, den die Unterhaltung der Herren seiner Umgebung ohne Zweifel lebhaft beschäftigte, die Vorgänge, die sich vor seinen Augen abspielten, nicht zu sehen, und nicht zu hören, was vor seinen Ohren gesagt oder vielmehr gebrüllt wurde. Aber schließlich verlor er doch die Geduld und gab dem Ferrasch-Bachi ein Zeichen. Dieser erteilte seinen Leuten den Befehl, den Menschenauflauf mit Stockhieben zu zerstreuen. Jeder ging mit Inbrunst daran, den Befehl auszuführen, und Gamber-Ali war schon in voller Tätigkeit, als er eine wohlbekannte Stimme vernahm: „Erbarme dich deiner Mutter, mein Edelstein! Und laß uns, deinen Vater und mich, so schnell als möglich nach Teheran kommen, damit wir uns an deiner Herrlichkeit erfreuen!"

„So Gott will, wird das bald geschehen," rief Gamber-Ali voll Begeisterung. Darauf stürzte er sich wütend auf eine andere grauhaarige Krakeelerin, packte einen Derwisch am Barte und schüttelte ihn tüchtig. Diese kühne Tat hatte den Erfolg, daß die Menge begann langsam zurückzuweichen. Die Ferraschs bewunderten mehr als je den Löwen-

mut ihres Kameraden, und als sie sahen, daß die Unruhe sich legte, kehrten sie, laut lachend, zu ihrer Nachhut zurück.
Die Reise ging ohne weitere Störung vonstatten. Nach einem Marsche von zwei Monaten langte man in Teheran an: dem Sitze der Obrigkeit, wie der offizielle Ausdruck lautete. Und die Verhandlungen zwischen dem Prinzen und den Säulen des Staates wurden eröffnet. Von beiden Seiten wurden allerhand Listen angewandt; man stieß Drohungen aus, machte einander die ungeheuerlichsten Versprechungen und suchte nach Möglichkeiten zu einer Einigung. Heute kam man in der Schlichtung der Streitfrage ein wenig weiter, morgen stockte wieder alles. Der Großwesir war für Strenge, die Mutter des Königs dagegen, die einen schönen, von kostbaren Brillanten eingefaßten Türkisschmuck bekommen hatte, neigte zur Milde. Die Schwester des Königs zeigte sich nicht sonderlich wohlwollend, doch der oberste Kammerdiener war dem Prinzen in Freundschaft ergeben. Gegen ihn stimmte nun allerdings der Geheime Schatullenverwalter des Palastes, aber der etatmäßige Pfeifenträger wiederum verriet offenkundig den Wunsch, alles möge sich zum besten wenden. Gamber-Ali kümmerte sich wenig um diese bedeutsamen Dinge. Seine eigenen Geschäfte begannen ziemlich schlecht zu gehen, und nicht selten plagten ihn Sorgen um sein Schicksal. Er war selbst nicht frei von Schuld an dieser Wendung.
Durch die gute Behandlung, die man ihm zuteil werden ließ, ein wenig zu sicher gemacht, hatte er den Entschluß gefaßt, weder dem Ferrasch-Bachi noch dem Pischkedmet Assadullah etwas zu geben. Obwohl er, wie alle wußten, schon wiederholt Gelegenheit zu kleinen Verdiensten gehabt hatte, war er doch stets mit der den wahren Tatsachen Hohn sprechenden Behauptung aufgetreten, daß er in den erbärm-

lichsten Verhältnissen lebe. Was ihn nicht hinderte, halbe Tage beim Spiele zuzubringen und öffentlich mit seinen Goldstücken zu prahlen. Seinen beiden Beschützern waren schließlich die Augen aufgegangen. Es waren ernste Leute, die überflüssige Worte nicht liebten. Doch Gamber-Ali ward bald gewahr, daß er nicht mehr mit der gleichen freundlichen Zuvorkommenheit behandelt wurde. Die einträglichen Besorgungen, die man ihm früher übertragen hatte, erhielten andere zugewiesen. Die schweren und anstrengenden Arbeiten aber, wie das Einrammen der Pfähle, das Ausbessern der Zelte und das Klopfen der Teppiche, ließ man ihn ausführen. Wenn er sich, wie ehedem, einmal erlaubte, in den Küchen herumzulungern, so jagte ihn der Oberkoch, Assadullah Beys Busenfreund, mit groben Worten hinaus. Kurz, alles hatte sich geändert, und der arme Bursche fühlte, daß die Feinde, die er sich durch seine übergroße Schlauheit geschaffen, nur auf die Gelegenheit lauerten, ihn ihre Rache spüren zu lassen. Es war, was die abendländische Presse „eine kritische Lage" nennt.

Eines Morgens tollten die Ferraschs vor dem Tore umher. Gamber-Ali, der trotz seinen Sorgen immer guter Dinge und zu jedem Streiche aufgelegt war, balgte sich mit einigen seiner Kameraden. Bald waren sie hinter ihm her, bald er hinter ihnen, und so geschah es, daß sie einander gegen die Auslage eines Fleischers drängten. Einer der Mitspielenden, ein schwacher, lungenkranker Bursche namens Kerym, ergriff im Scherz eines der auf der Fleischbank liegenden Messer, um Gamber-Ali lachend damit zu bedrohen. Dieser riß es ihm, ohne böse Absicht, aus der Hand. Aber als er mit ihm rang, bohrte er ihm das Messer durch einen fast unerklärlichen Zufall in die Seite. Kerym fiel blutüberströmt zu Boden. Wenige Minuten später war er tot.

Der unschuldige Mörder verlor in seiner Verzweiflung völlig den Kopf. Die anderen Ferraschs, die den Vorfall mit angesehen hatten und überzeugt waren, daß das Unglück ohne schlimme Absicht entstanden war, beeilten sich, ihn vor den Gefahren des ersten Augenblicks in Sicherheit zu bringen. Sie drängten ihn in den Stall, und Gamber-Ali, der sich vor Schwäche nicht mehr aufrecht halten konnte, fiel neben dem rechten Vorderbeine des Lieblingspferdes Seiner Hoheit nieder, fest entschlossen, an diesem unverletzlichen Zufluchtsort seine Tage zu beenden.

Nach zwei Stunden dachte er jedoch schon etwas ruhiger über die Sache. Der Gehilfe des Oberkochs hatte ihm unter dem Siegel des tiefsten Geheimnisses anvertraut, daß der Bruder des Verstorbenen mit zwei Vettern im Palast erschienen wäre. Sie hatten mit dem Ferrasch-Bachi gesprochen, der sie in Gegenwart von Zeugen gefragt hatte, wie sie ihre Rechte geltend zu machen beabsichtigten. Sie hatten zur Antwort gegeben, man möge ihnen entweder den Mörder zur freien Verfügung ausliefern oder fünfzig Tomans bezahlen. – „Fünfzig Tomans!" hatte der Ferrasch-Bachi mit Geringschätzung erwidert, „fünfzig Tomans für den schlechtesten meiner Gehilfen, der ohnedies in spätestens einem Monat gestorben wäre? Gott erhalte euch euer Gemüt! Ihr treibt euren Scherz mit den Leuten. Wenn ihr mit zehn Tomans zufrieden seid, so will ich sie aus eigener Tasche zahlen, um meinen armen Gamber-Ali vor Unannehmlichkeiten zu bewahren."

So lautete der Bericht Kassems, des Küchenjungen, und Gamber-Ali war hoch erfreut über die günstige Wendung, die seine Angelegenheit genommen. Er wunderte sich zwar anfangs darüber, daß sein Vorgesetzter ihm gegenüber so verblendet sein konnte. Aber er war von seiner eigenen

Liebenswürdigkeit so durchdrungen, daß er schließlich alles für möglich hielt. Er plauderte lange mit seinem Freunde. Gegen Mitternacht streckte er sich auf der Streu neben dem geheiligten Rosse aus und fiel in einen tiefen Schlaf. Plötzlich rüttelte ihn eine kräftige Hand an der Schulter. Er schlug die Augen auf. Vor ihm stand der Mirakhor, der Futtermeister, eine sehr gefürchtete Persönlichkeit; in jedem großen Hause unterstehen ihm die Pferde und Stallungen, und sogar die Bereiter müssen ihm gehorchen.

„Bursche," sagte er zu Gamber-Ali, „du wirst schleunigst von hier verduften! Oder du gibst deinem Herrn, dem Ferrasch-Bachi, fünfzig Tomans, ebensoviel dem Pischkedmet Assadullah und genau die gleiche Summe deinem ergebenen Diener. Wenn du das nicht willst oder nicht kannst, dann marsch hinaus!"

„Aber sie werden mich umbringen!" schrie der arme Teufel.

„Was kümmert mich das? Zahle oder scher dich fort!"

Bei diesen Worten ergriff der Mirakhor, ein Teufelskerl von einem Mafi-Kurden, ein Riese an Kraft, Gamber-Ali am Genick und hob ihn wie ein Spielzeug hoch. Ohne sich um sein Jammern und um seine verzweifelten Versuche, Widerstand zu leisten, auch nur im mindesten zu kümmern, trug er ihn bis zur Stallpforte und brüllte ihn an, indem er ihn mit seinen Tigeraugen durchbohrte: „Zahle oder packe dich!"

„Ich habe nichts mehr!" heulte Gamber-Ali, der zufällig einmal die Wahrheit sagte. Er hatte sein letztes Geld am Morgen im Spiel verloren.

„Nun, dann laß dich von Keryms Verwandten wie einen Hammel schlachten!" erwiderte sein ihm zehnfach überlegener Gegner.

Dabei schüttelte er sein Opfer gehörig ab und warf es auf

den Hof. Dann kehrte er in den Stall zurück und verschloß die Türe. Gamber-Ali sah sich in seinem namenlosen Entsetzen schon umringt von seinen Feinden. Es war heller Mondschein, kein Wölkchen trübte den herrlich klaren Himmel, die Bäume rauschten leise, die Sterne schwebten, zauberischen Lampen gleich, im unendlichen Äther. Aber Gamber-Ali war nicht aufgelegt, die Schönheiten der Natur zu genießen. Er bemerkte nur, daß tiefstes Schweigen herrschte. Die Pferdeknechte lagen, in ihre Decken eingewickelt, schlafend am Boden. Die entsetzliche Angst, die ihn marterte, brachte den Sohn Bibi-Dschanems plötzlich auf einen verzweifelten Gedanken. Ohne weitere Überlegung lief er bis zur Einfriedigung des Hofes und sprang hinüber, dann stürmte er durch die Straßen und hielt nicht eher inne, als er vor der Stadtmauer angelangt war. Er brauchte nicht lange nach einem Loch darin zu suchen; er schlüpfte hindurch, ließ sich in den Graben gleiten, kletterte außen die Böschung wieder hinauf und rannte dann, so schnell ihn seine Füße trugen, in die Wüste. Die Schakale heulten. Er hörte es kaum. Hyänen glotzten ihn mit funkelnden Lichtern an und nahmen vor ihm Reißaus. Leute von lebhafter Phantasie lassen immer nur den stärksten Eindruck auf sich wirken. Gamber-Ali stand zu sehr im Banne der Furcht vor Keryms Verwandten, als daß er noch eine andere Gefahr empfunden hätte. So lief er denn drei Stunden lang, ohne sich die Zeit zu gönnen, Atem zu schöpfen; und der Tag graute schon, als er in dem Flecken Schah-Abdul-Azim eintraf. Er hielt sich nicht damit auf, die Häuser zu betrachten, sondern er beschleunigte seinen Lauf und langte gerade vor der Moschee an, als es begann, hell zu werden. Er riß die Türe auf, warf sich auf das Grabmal des Heiligen und sank, als er sich in Sicherheit wußte, in eine tiefe Ohnmacht.

Abdul-Azim war seinerzeit eine sehr fromme Persönlichkeit gewesen, ein Agnat oder Cognat Ihrer Hoheiten Hassan oder Hussein, der Söhne Seiner Hoheit des Vetters des Propheten. Heil und Segen über ihn! Die Verdienste des Abdul-Azim sind unzählbar. Aber in diesem Augenblicke schätzte Gamber-Ali das eine am höchsten: daß nämlich die Moschee mit der goldenen Kuppel, die sich über dem Grabe des Heiligen erhob, von allen Zufluchtsstätten die unverletzlichste war. So hatte Gamber-Ali allen Grund, sich ebenso sicher zu fühlen wie vor achtzehn Jahren in Bibi-Dschanems Schoße. Als er sich im Zustand der Bewußtlosigkeit von den Schrecken, die er durchlitten, einigermaßen erholt hatte, kam er zu sich und setzte sich am Fuße des Grabmals nieder. Wie er sah, war er nicht allein. Ein Mann mit schmutzigem, aschfahlen Gesicht stand neben ihm.

„Beruhigt Euch, mein Sohn," sprach er Gamber-Ali an, „wer Euch auch auf den Fersen sein mag, hier seid Ihr wohlgeborgen!"

„Möge Eure Güte ewig währen," erwiderte Gamber-Ali. „Darf ich wagen, Euch nach Eurem edlen Namen zu fragen?"

„Ich heiße Mussa-Riza," entgegnete der Fremde mit keineswegs schüchterner Miene. „Ich bin Europäer, Franzose von Geburt, und meine Landsleute nennen mich Brichard. Aber ich habe mich, mit der göttlichen Gnade, zum Islam bekehrt, um mir einige kleine Affären, in die ich verwickelt war, vom Halse zu schaffen. Der französische Gesandte besitzt nämlich die Niederträchtigkeit, meine Ausweisung aus Persien zu fordern. Ich bin also, um nicht in seine Hände zu fallen, gezwungen, hier zu bleiben. Ich vertreibe mir die Zeit, indem ich, zum Preise unserer erhabenen Religion, hie und da als Wundertäter auftrete."

„Segen über Euch!" sagte Gamber-Ali ehrerbietig. Doch dieser zerlumpte Europäer war ihm nicht geheuer, und er nahm sich vor, ihn scharf zu beobachten. Der Besuch des Aufsehers der Moschee, der am Morgen erschien, war ihm angenehmer. Er gab ihm zu essen, versprach ihm, aus mildtätigen Stiftungen, eine gute Verpflegung für alle Tage und bürgte ihm dafür, daß keiner sich erdreisten würde, ihm in dem ehrwürdigen Heiligtume, in das zu flüchten er das Glück gehabt, irgendwie zu nahe zu treten. Er wollte ihn sogar überreden, sich nicht auf das Innere der Moschee zu beschränken; unbesorgt könne er auch in den Höfen verweilen, und wäre es zum größten Ärger des Polizeimeisters. Doch Gamber-Ali wollte hiervon nichts wissen. Vergebens forderten ihn die Flüchtlinge, die in großer Zahl das weite Gebiet des heiligen Hauses bevölkerten, auf, sich an ihrer lustigen Unterhaltung und an ihren vielfachen kleinen Geschäften zu beteiligen. Er lebte beständig in einer so großen Furcht, daß er sich niemals von dem heiligen Grabe entfernen wollte. Den anderen genügte es, sich nur einigermaßen geschützt zu wissen. Was hatten sie denn schließlich auch begangen? Vielleicht einen Kaufmann oder ihren Herrn bestohlen, oder irgendeinen unteren Beamten beleidigt. Es war klar, daß man um eines so geringfügigen Deliktes willen die Heiligkeit der Moschee nicht verletzen und den Zorn der Geistlichkeit und der Bevölkerung auf sich laden würde. Aber mit ihm war das eine andere Sache! Er hatte das Unglück gehabt, an den blöden Kerym zu geraten, der aus purer Dummheit gestorben war. Blut klebte an seinen Händen, und was noch schlimmer war, die Feindschaft des Schurken von Ferrasch-Bachi verfolgte ihn. Um ihn zu schützen, dazu war die Macht des Grabmals und der Gebeine des heiligen Imam gerade ausreichend. Besser

wäre noch gewesen, der Imam wäre auferstanden und selbst zu ihm gekommen! Er beharrte also darauf, Mussa-Riza Gesellschaft zu leisten. Die beiden Helden lebten in einer unaufhörlichen Angst. In jeder neuen Erscheinung, die in der Moschee auftauchte, witterten sie einen Spion. Gamber-Ali sah in jedem einen Häscher aus dem Hause des Prinzen, sein Gefährte einen der Leute seines Gesandten. Die Unglücklichen wurden von Tag zu Tag magerer und elender. Zwei jammervolle Existenzen! Eines Morgens, als eine große Bewegung unter den Gästen der Moschee entstand, glaubten sie sich verloren. Die Wächter berichteten ihnen, daß der König die Absicht habe, noch heute eine Andacht am heiligen Grabe des Schah-Abdul-Azim zu verrichten. Deshalb wurde alles ein wenig gesäubert und abgestaubt, und Teppiche wurden aufgelegt. Die ganze Bevölkerung des Ortes war auf den Beinen. Mussa-Riza gab seinem Kameraden den weisen Rat, jetzt besonders auf der Hut zu sein. Er befürchtete nämlich, daß in dem Menschenauflauf, der bei dem Erscheinen und bei dem allerhöchsten Verweilen des Königs der Könige entstehen würde, ihre Verfolger eine Gelegenheit finden könnten, sich ihrer zu bemächtigen. Dem Sohne Bibi-Dschanems erschien diese Warnung durchaus einleuchtend, und von dem Augenblick an, in dem der Gedanke sich seines Hirns bemächtigt hatte, klammerte er sich mit aller Gewalt an dem Grabstein fest und hob die eine Schulter nur hoch, um die andere dagegen zu pressen. Indessen wurde der Lärm, der draußen tobte, immer unerträglicher. Böller, die auf Kamelen befestigt waren, krachten um und um. Man hörte die Pfeifen und Tamburine, die die Begleitmusik der Artillerie waren, erst ganz in der Ferne, dann stärker und stärker, bis sie schließlich schrillten und rasselten, daß einem das Trommelfell

zerspringen konnte. Eine Schar von Königlichen Ferraschs und Läufer in roten Jacken, mit großen, reichbetreßten Hüten, kamen im Eilschritt angelaufen. Nach ihnen traten, in gemessenerem Tempo, die Ghulams oder Edelleute ein, die Flinten auf der Schulter und Silberketten um den Hals trugen, dann die Geheimen Räte, die Adjutanten und Leibdiener; die Mogerrebs-ul-Hezret, die in der Nähe des Erlauchten verweilen, und die Mogerrebs-ul-Khaghân, die dem Erlauchten in Person nahen dürfen; schließlich erschien der Herrscher selbst: Nasr-Eddin-Schah, der Kadschare, Sultanssohn, Sultansenkel, und näherte sich dem Reliquienschrein. Man breitete einen Gebetteppich unter seinen erlauchten Füßen aus, und der Herr des Reichs begann eine bestimmte Anzahl von Rikaats, Verneigungen und Kniefällen, auszuführen, zu denen er Stoßgebete sprach, die seine Frömmigkeit, der Stand seiner persönlichen Angelegenheiten oder seine augenblickliche Stimmung ihm eingaben.

Aber inmitten des Lärms, der nicht verstummen wollte, konnten dem in seine Andachtübungen versunkenen Fürsten die bleichen Gesichter der zwei Männer doch nicht entgehen, die sich unter den Schutz des Heiligen geflüchtet hatten, den er jetzt selbst um seine Hilfe anging. Mussa-Riza war ihm bereits bekannt und fesselte daher sein Interesse nicht mehr. Doch der andere war ihm völlig fremd. Sein hübsches Gesicht, seine Blässe, sein offensichtlicher Kummer und seine Jugend verfehlten nicht, Eindruck auf ihn zu machen, und nachdem er die Gebete zu seiner Zufriedenheit beendet hatte, fragte er den Wächter der Moschee, wer denn dieser Mensch wäre, und warum er das Grabmal des Imams so fest umklammert hielte.

Der Wächter, ein Mann von mitleidigem Wesen, erzählte dem

König Gamber-Alis Abenteuer mit so beredten Worten, daß er sein Herz rührte. Der Hohe Herr sagte dem armen Teufel: „Stehe in Gottes Namen auf! Erhebe dich und gehe von dannen. Es wird dir nichts geschehen!"
Das war sicherlich mehr, als man verlangen konnte, und Gamber-Ali hätte eigentlich begreifen sollen, daß er jetzt unter dem allerhöchsten, auf wunderbare Weise über ihn gekommenen Schutz stand und daß er keine Furcht mehr zu haben brauchte. Aber er sah das Licht nicht, das ihm leuchtete. Sein Geist war so verwirrt, daß die törichtsten Vermutungen in ihm aufstiegen. Er redete sich ein, der König spräche nur deshalb so zu ihm, weil er ihn zum Verlassen der Moschee bewegen wollte, und die Häscher hätten den Befehl, ihn vor dem Tore ums Leben zu bringen. Es war eine Wahnvorstellung, wie sie allein in einem krankhaft überreizten Hirn entstehen konnte. Statt sich seinem Retter zu Füßen zu werfen, ihm zu danken und ihn mit Segenswünschen zu überhäufen, was ihm wahrscheinlich noch ein reichliches Almosen eingebracht haben würde, begann er furchtbare Schreie auszustoßen, den Propheten und alle Heiligen anzurufen und zu erklären, man könne ihn töten, wo man wolle, selbst an dieser geweihten Stätte. Aber hinausgehen würde er nicht.
Der König war so gütig, mit ihm zu verhandeln. Er suchte ihn zu beruhigen, wiederholte ihm einige Male, daß er wirklich von keiner Seite etwas zu befürchten habe und daß sein Leben von nun an unverletzlich wäre. Es gelang ihm nicht, ihn zu überzeugen. Jetzt wurde der Hohe Herr natürlich sehr ungeduldig, schleuderte einen wütenden Blick auf Gamber-Ali und donnerte ihn an: „So stirb, du Hundesohn, wenn du es durchaus willst!"
Darauf ging der Hohe Herr hinaus, und auch sein Gefolge

verließ die Kirche. Gamber-Ali, der bestimmt glaubte, daß sein letztes Stündlein geschlagen habe, riß, ohne sich zu besinnen, das Stück Stoff, das ihm als Gürtel diente, in mehrere Streifen, drehte diese zu einem Strick zusammen und band ein Ende des Strickes um seinen Körper, das andere um das Grabmal. Mit diesem letzten Hilfsmittel hoffte er, seinen Widerstand verlängern zu können, wenn seine Mörder kämen. In ihm lebte jetzt auch die Furcht, daß man, um ihn leichter und geräuschloser ins Freie zu schaffen, ein betäubendes Gift unter die Nahrung mischen würde, die er von den Wächtern der Moschee erhielt. Er beschloß also, überhaupt nicht mehr zu essen, und wies alle Speisen zurück. Weder die freundlichsten Bitten der Priester noch die Zusprüche der frommen Besucher der Moschee, die sich alle seine Geschichte erzählen ließen, vermochten ihn wankend zu machen. Er blieb hartnäckig bei seiner Weigerung.

Nachts schlief er nicht. Sein Ohr war immer gespitzt. Jedes Geräusch, selbst das Rauschen der vom Wind bewegten Blätter, brachte ihn in Verzweiflung.

Den nächsten Tag blieb er auf den Fliesen liegen und hob nur von Zeit zu Zeit den Kopf, um zu sehen, ob man seinen Strick nicht losgebunden habe. Dann ließ er seine Stirn in die Hände zurücksinken und verfiel in einen Halbschlaf voll schrecklicher Halluzinationen.

Die Geschichte seines Abenteuers machte indessen in ganz Teheran die Runde. Auf Straßen und Plätzen, in den Basaren und Bädern, überall sprach man von Gamber-Ali. Die Berichte von seiner Unterhaltung mit dem Könige gingen von Mund zu Mund, wurden übertrieben und ausgeschmückt und mit endlosen Kommentaren versehen. Die einen behaupteten, er habe Kerym mit Absicht getötet. Die anderen erklärten dagegen, Kerym habe ihn ermorden wollen, und er habe in

der Notwehr gehandelt. Ein superkluger Dritter war überzeugt, daß Kerym niemals existiert habe und daß der arme Gamber-Ali das Opfer einer vom Ferrasch-Bachi und dem Pischkedmet Assadullah ausgestreuten Verleumdung sei. Die Frauen, zu denen das Gerücht von der seltenen Schönheit des Flüchtlings gedrungen war, standen natürlich alle auf seiner Seite, und jede begehrte ihn zu sehen. Als am dritten Tage die Sonne aufging, kamen Scharen von Frauen, begleitet von ihren Zofen und Mägden, auf Eseln, Maultieren und Pferden zur Moschee geritten. Man kann ohne Übertreibung sagen, daß die ganze weibliche Bevölkerung auf dem Wege dorthin war. Die Menge war so groß, daß sie vom Stadttore bis zu dem Flecken eine ununterbrochene, unendlich lange Reihe von Pilgerinnen bildete. Die Moschee war bald gefüllt, und es hob ein fürchterliches Gedränge an. Die Weiber stießen und schoben sich, und eine kletterte auf die andere, um wenigstens das Glück zu haben, Gamber-Ali betrachten zu dürfen. Dann riefen sie durcheinander: „Ach, wie schön er ist!" – „Gesegnet sei seine Mutter!" – „Iß doch, mein Sohn!" – „Trinke doch, mein Sohn!" – „Töte dich doch nicht, Herzensonkelchen!" – „Ach, Brüderchen, willst du mir das Herz zerreißen?" – „Einziger Gamber-Ali, hier hast du Süßigkeiten!" – „Da hast du Milch!" – „Bitte, nimm doch den Kuchen!" – „Gib doch Antwort!" – „Nein, mich sollst du ansehen, nur mich!" – „Hör doch zu, Liebster, es soll dir ja keiner ein Haar krümmen!" – „Ich schwöre dir bei meinem Haupte, bei meinen Augen und beim Leben meiner Kinder!" – „Wenn dich einer schief anguckte, würden wir ihn in Stücke reißen!"

Aber Gamber-Ali antwortete auf diese beruhigenden Zurufe mit keiner Silbe. Er war erschöpft von Angst und

Hunger und schritt in Wahrheit langsam der Brücke von Sirat entgegen, über die die Toten in ein besseres Jenseits einziehen.

Und während alte und junge Frauen und Mädchen, in blauen Schleiern und weißen Kopftürmen, an dem heiligen Orte aus und ein gingen und aus Kummer, den schönsten aller jungen Männer zu verlieren, Seufzer und Schreie ausstießen und die Hände rangen, sah man plötzlich am Stadttore die Wachsoldaten von ihren Kalians aufspringen und ehrerbietig salutieren. Einige Kavaliere sprengten über die Brücke. Ihnen folgte, ebenfalls in schlankem Trab, eine Anzahl gut berittener Diener, und hinter ihnen erschien, eine Staubwolke aufwirbelnd, ein à la Daumont bespannter, sehr eleganter europäischer Wagen, den sechs große, mit roten und blauen Federbüschen geschmückte Turkmener zogen. In dem Wagen saßen vier tief verschleierte Damen. Der vornehme Zug bahnte sich mühelos den Weg durch die Menschenmenge und langte bald vor der Moschee an. Die Vorreiter machten am Haupttore halt. Die Kavaliere halfen den vier Damen aus dem Wagen, und diese begaben sich sofort ins Innere der heiligen Stätte. Auch dort scheuten sich ihre Diener nicht, ihnen in rücksichtsloser Weise freie Bahn zu schaffen, so daß sie, wie es wohl ihr Wunsch war, trotz Fluchen und Schimpfen der unsanft beiseite geschobenen Weiber sehr bald vor Gamber-Ali standen.

Eine der Damen beugte sich zu dem jungen Burschen hinab und sagte mit sanfter Stimme: „Du hast nichts mehr zu fürchten, mein Herz! Keryms Verwandte haben sich mit dreißig Tomans abfinden lassen. Hier ist dein Begnadigungsschreiben. Niemand hat mehr ein Recht auf dein Leben. Komm, und folge mir! Ich habe die dreißig Tomans für dich gezahlt."

Doch Gamber-Ali war nicht mehr fähig, den Sinn dieser Worte zu erfassen. Er starrte traurig auf das Papier, das die Dame ihm zeigte, und verzog keine Miene. Die Wohltäterin, die eine entschlossene Frau zu sein schien, wandte sich an ihre Leute.

„Ruft sofort den Wächter der Moschee!" sagte sie.

Dieser Würdenträger war nicht weit. Er lief eilends herbei. Nachdem ihm einer der Kavaliere etwas ins Ohr geflüstert hatte, machte er eine ebenso tiefe Verbeugung wie vorhin die Wächter am Stadttor und schwor Gehorsam bis zum Tode.

„Hier seht Ihr die Begnadigung dieses jungen Mannes," sagte die Dame. „Da er jetzt nicht imstande ist, selbst einen Entschluß zu fassen, will ich ihn in meinem Wagen mit mir nehmen. Ich hoffe, daß das keine Verletzung der heiligen Zufluchtsstätte ist; denn da er freigegeben und außer Verfolgung gesetzt ist, kann er auch kein Flüchtling mehr sein. Was meint Ihr dazu?"

„Alles, was Eure Exzellenz zu befehlen geruhen, ist selbstverständlich gut und richtig," erwiderte der alte Priester.

„So seid Ihr einverstanden?"

„Bei meinen Augen."

Die Dame gab ein Zeichen, und ihre Kavaliere banden den Strick los und hoben Gamber-Ali, der in ein jämmerliches Geschrei ausbrach, vom Boden auf. Als sie das Gejammer vernahmen, gerieten die Weiber, die die Moschee füllten, in Zorn. Schon die allzu heftige Art der Begleiter der Dame hatte sie geärgert, und es erhob sich jetzt ein allgemeines Murren, das sich zu einer heftigen Schimpferei steigerte.

„Sünde und Schande!" – „Es gibt keinen Islam mehr!" – „Zu Hilfe, Muselmänner!" – „Die alte Hexe frißt junge

Männer!" – „Hundetochter!" – „Ins Feuer mit deinen Ahnen!" – „Laß den Jungen in Ruhe!" – „Wenn du dich erfrechst, ihn zu berühren oder nur anzusehen, kratzen wir dir die Augen aus!"

Die Wut schwoll an, und die Diener der Dame waren schon genötigt, sich schützend vor sie und ihre Mädchen zu stellen. Übrigens muß man der Dame Gerechtigkeit widerfahren lassen: ihr Mut war auf der Höhe der Situation. Sie setzte eine Schmähung auf die andere und zeigte sich auf dem Gebiete nicht weniger erfinderisch als ihre Angreiferinnen. Nannte man sie ein altes Weib, so nannte sie ihre Feindinnen abgetriebene Schindmähren. Verdächtigte man die Reinheit ihrer Absichten, so antwortete sie mit den wüstesten Beschuldigungen. In diesem von Angehörigen des schwachen und schüchternen Geschlechts geführten leidenschaftlichen Gespräch trieb man förmlich Verschwendung mit den schlimmsten Beleidigungen, und ohne Übertreibung kann man sagen, daß selbst das resoluteste Fischweib von der Art, wie sie Paris und London zur Zierde gereicht, an diesem schönen Tage noch viel hätte lernen können. Keine Sprache ist so gedrechselt und so blumenreich wie die eines Orientalen. Eine Orientalin aber ist nur darauf bedacht, das, was sie sagen möchte, mit möglichst großer Energie auszudrücken.

Um dem Auftritt ein Ende zu machen, ergriff der Wächter der Moschee das Begnadigungsschreiben, bestieg die Kanzel und las nach einer kleinen Einleitung das Dokument vor. Er pries in den höchsten Tönen die Mildtätigkeit, Keuschheit, Güte und alle sonstigen Kardinal- und Prinzipaltugenden, mit denen die reinen, schleierverhüllten Wesen geschmückt waren, die die Sprache nicht nennen, die Phantasie nicht einmal im Traume schauen dürfe. Und er schloß mit einem beredten Appell, der Ausübung besagter Tugenden

und besagter Nächstenliebe freien Lauf zu lassen, da Gamber-Ali, wenn man sich nicht sofort seiner erbarmte, binnen kurzem einem sicheren Tode entgegenginge.
Bei dieser traurigen Ankündigung begann ein allgemeines Schluchzen. Einige Frauen bearbeiteten sich die Brust mit erschrecklichen Faustschlägen und schrien: „Hassan! Hussein! Ha Hassan! Ha Hussein!“ [1] Andere verfielen in Krämpfe. Die, welche in der nächsten Nähe der unbekannten Dame standen, stürzten sich, obwohl sie ihr eben noch gedroht hatten, sie würden sie in Stücke reißen, auf den Saum ihres Schleiers, um ihn mit Küssen zu bedecken. Sie nannten sie einen Engel, priesen ihre Jugend und Schönheit und die Vollkommenheit ihres Herzens und waren ihr behilflich, den sich heftig sträubenden Gamber-Ali zu überwältigen. Er wurde in den Wagen getragen, dessen Fenster man verhängte. Dann stiegen die Kavaliere wieder in den Sattel, die Vorreiter trieben die Pferde an, machten kehrt und verschwanden in der Richtung nach Teheran.
Der Sohn Bibi-Dschanems war, in dem Glauben, daß es jetzt um ihn geschehen wäre, in eine tiefe Ohnmacht gefallen. Seine Angstzustände und das beharrliche Fasten hatten ihn so geschwächt, daß er an einem schweren Fieber erkrankte. In den Augenblicken, in denen das Bewußtsein ihm wiederkehrte, sah er sich im Gefängnis, obwohl das Zimmer, in das man ihn gebracht hatte, wahrlich nicht geeignet war, einen so düsteren Eindruck in ihm zu erwecken. Es war das entzückendste Gemach, das man sich vorstellen kann. Die Wände strahlten in lichtem Weiß, und die kleinen viereckigen Nischen, in denen Blumenvasen und Ziergeräte standen, schmückten rote und goldene Malereien auf hell-

---

[1] Die Anrufung der heiligen Märtyrer.

grünem Grunde. Das Bett war mit großen rotseidenen Decken ausgestattet. Kissen in allen Größen, mit Überzügen von der feinsten Leinwand, lagen unter seinem Kopf und seinen Armen. Eine alte, häßliche, aber sehr gutmütige Negerin wachte bei ihm. Sie erfüllte ihm jeden Wunsch, hätschelte ihn, gab ihm Kosenamen und hatte nicht die geringste Ähnlichkeit mit einem Henker. Zwei- oder dreimal am Tage empfing er den Besuch eines Hakim-Bachi oder Oberarztes, eines Juden, der ihm als der meistbeschäftigte Arzt der guten Gesellschaft bekannt war. Er mußte sich gestehen, daß allein die Tatsache, von Hakim-Massy behandelt zu werden, eine Ehre bedeutete, auf die man stolz sein konnte. Hakim-Massy hatte ihm in seiner oft gerühmten Güte erklärt, daß seine Genesung vortreffliche Fortschritte mache und daß er in wenigen Tagen wieder wohlauf sein würde. Wenn er nur davon überzeugt wäre, daß er weder von Keryms Verwandten noch vom Könige noch von sonst jemandem mehr etwas zu befürchten habe, würde er bald geheilt sein. Diese Versicherungen aus dem Munde einer so hervorragenden Persönlichkeit konnten ihren Eindruck auf den jungen Mann nicht verfehlen, und da außerdem die Negerin nicht aufhörte, die Worte des Arztes zu bekräftigen, begannen die Wahnvorstellungen allmählich zu weichen. Als der Kranke wieder Geschmack an Zerstreuung fand, besuchten ihn ein sehr liebenswürdiger Mulla, der ihn zu seinem glücklichen Schicksal gratulierte, ein bekannter Großkaufmann des Basars, der ihm einen hübschen Türkisenring zum Geschenk machte, und ein Vetter siebenten Grades des Häuptlings des Sylsupurstammes, der ihn einlud, an einer Falkenjagd teilzunehmen, sobald er ganz wiederhergestellt sein würde. Als er das erstemal außer Bett war, erfuhr er von seiner Negerin, daß er vier Diener zu seiner Ver-

fügung habe und ohne Scheu jeden Wunsch aussprechen könne.

„Aber Herzenstantchen," rief endlich Gamber-Ali, „wer bin ich denn? Wer seid Ihr? Hat man mir vielleicht den Hals abgeschnitten, ohne daß ich es bemerkt habe? Bin ich denn schon im Paradiese?"

„Das hängt nur von dir ab, mein Sohn," erwiderte die Negerin. „Ohne die geringste Mühe kannst du leben wie im Paradiese. Jedenfalls bist du schon jetzt ein Mann von Rang, denn du bist Nazyr, Vermögens- und Domänenverwalter Ihrer Hoheit Perwareh-Khanum (Madame Schmetterling), die seit acht Tagen durch des Königs Güte den offiziellen Titel Lezzet-Edduleh (Wonne der Macht) trägt."

Bei diesen Worten sank Gamber-Ali in ein solches Meer von Entzücken, daß ihm Pulsschlag, Atem und Sprache stockten.

Als er das erstemal im Hofe des Palastes erschien, fand er die Diener nach ihrer Rangordnung vor sich aufgestellt. Alle grüßten ihn mit tiefster Ehrfurcht, und er ließ sie, wie es die Würde seines Amts erheischte, Revue passieren. Er trug einen weiten Mantel aus weißem Tuch mit buntem Seidenbesatz, darunter ein Kaschmirgewand. Von Zeit zu Zeit zog er mit der größten Selbstverständlichkeit ein kleines, perlengesticktes Beutelchen aus der Brusttasche, entnahm ihm eine zierliche Uhr und sah nach, wie spät es wäre. Seine Beinkleider waren von roter Seide. Kurz, er war mit seinem Anzug durchaus zufrieden.

Als er eine kleine Promenade nach dem Basar machen wollte, führte man ihm ein wunderhübsches Pferd vor, das das bei Hofe übliche Lederzeug trug. Einer der Dschelodars war ihm beim Aufsitzen behilflich, und vier Ferraschs

gingen vor ihm her, während sein Kaliandjy ihm zur Seite schritt und ihm die Wasserpfeife trug. Man erkannte ihn in den Galerien, und Segenswünsche wurden laut, wo er sich zeigte. Besonders die Frauen überhäuften ihn mit Schmeicheleien. Einige richteten auch indiskrete Fragen an ihn, die ihn erröten machten, und gaben ihm Ratschläge und Winke, deren er nicht zu bedürfen glaubte. Aber im allgemeinen war er entzückt über seine Popularität, und er hatte Grund, es zu sein. Das beweist – was zur Freude der Leute gesagt sei, die bei jeder Geschichte eine Moral zu finden wünschen – daß dem wahren Verdienst am Ende immer sein Lohn zuteil wird.

Alles deutete darauf hin, daß Gamber-Ali ganz besondere Fähigkeiten in seiner Verwaltertätigkeit entwickelte, denn von bescheidenem Wohlstand sah man ihn allmählich zu offenbarem Reichtum gelangen. Es war noch kein Jahr verstrichen, als er nur noch die edelsten Pferde ritt und Rubine, Saphire und Diamanten vom reinsten Wasser an den Händen trug. Fand sich bei den ersten Juwelieren eine Perle von ungewöhnlichem Werte, so beeilte man sich, es ihn wissen zu lassen, und fast immer wurde er der glückliche Besitzer des Kleinods. Die Sache mit dem ehemaligen Statthalter von Schiras hatte ein böses Ende genommen, und so waren der Ferrasch-Bachi und Assadullah-Bey ohne Stellung. Das währte nicht lange. Gamber-Ali, jetzt Gamber-Ali-Khan, nahm sie in seinen Dienst und erklärte sich mit ihrem Eifer sehr zufrieden.

Sobald seine Lage diese Wendung genommen, hatte er nicht gezögert, seine Eltern zu sich zu rufen. Unglücklicherweise starb sein Vater gerade vor Antritt der Reise. Die Verzweiflung Bibi-Dschanems überstieg alle Grenzen. Sie raufte sich das Haar mit solcher Heftigkeit und stieß so laute

Schreie auf dem Grabe des Toten aus, daß nach dem Zeugnis ihrer Freunde die Welt nie eine treuere und ergebenere Frau gesehen haben konnte. Dennoch machte sie sich auf den Weg zu ihrem Sohne und war entzückt, ihn so schön und wohlausgestattet wiederzufinden. Aber sie blieb nicht im Palast, weil – man wußte selbst nicht warum – eine so vollkommene Frau nicht nach dem Sinne der Prinzessin war. Sie bewohnte allein ein Haus, das sie sich in der Nähe der großen Moschee ausgewählt hatte, und erlangte bald den wohlverdienten Ruf einer außerordentlich frommen und über alle Geschehnisse im Stadtviertel genau unterrichteten Frau. Sie hat, wie man zu ihrem Ruhme feststellen muß, niemals gelitten, daß ein von ihrem Nächsten begangenes Unrecht im Verborgenen blieb; und wenn es darauf ankam, das Tun und Lassen ihrer Nachbarn einer möglichst großen Öffentlichkeit bekannt zu geben, war sie ein unvergleichliches Sprachrohr.

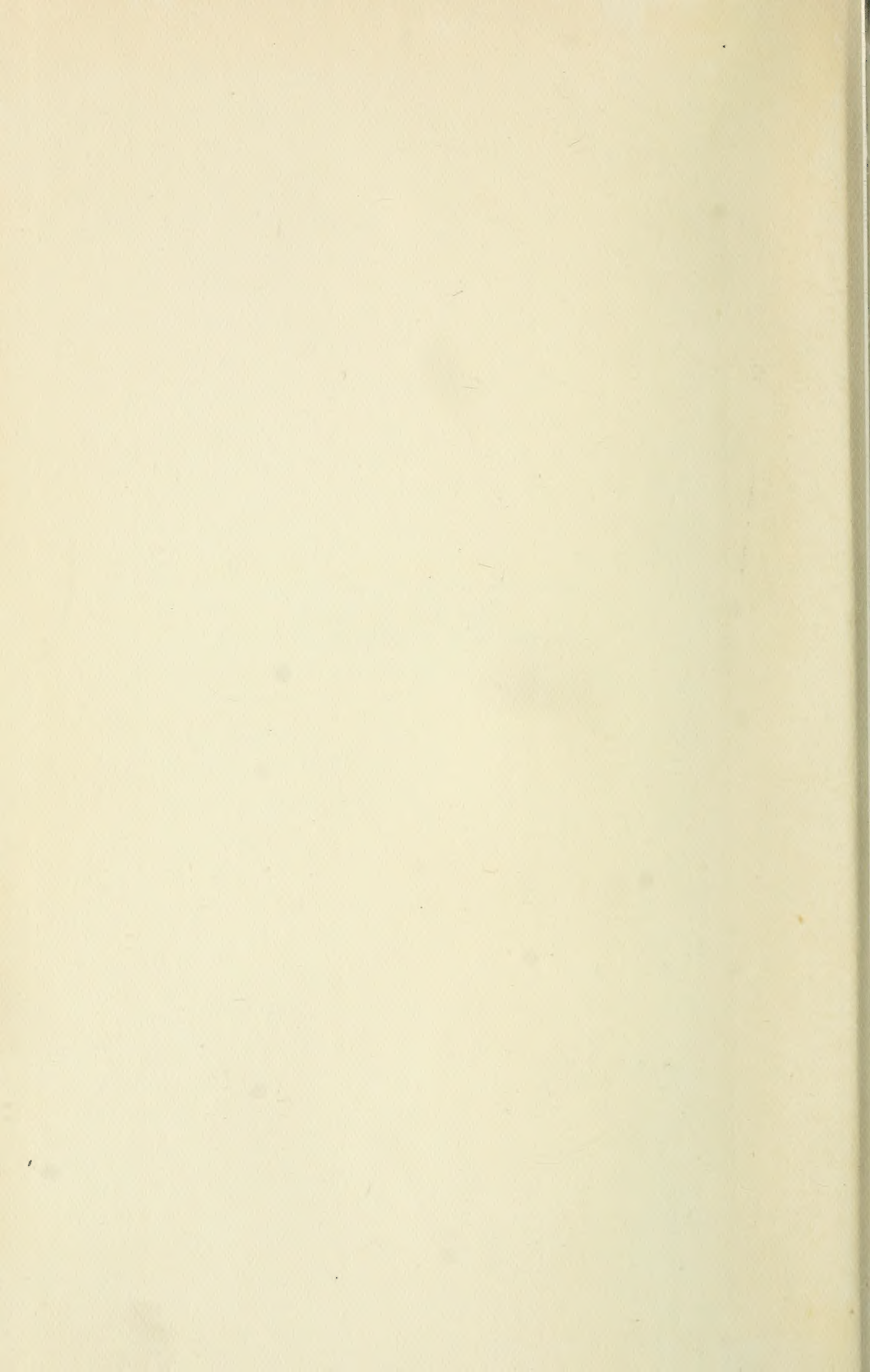
Nach zwei Jahren verspürte die Prinzessin, die Bibi-Dschanem an Frömmigkeit nicht nachstand, den Wunsch, die heilige Pilgerfahrt nach Mekka zu unternehmen; und nachdem sie den Entschluß gefaßt, erklärte sie, daß der untadelige Gamber-Ali-Khan ihr Reisegemahl sein solle. Der Reisegemahl ist fraglos eine der sinnreichsten Einrichtungen in Persien. Eine Frau von Rang, die sich auf eine weite Reise begeben und von Stadt zu Stadt ziehen will, kann für ihr Seelenheil wohl ihre Ruhe opfern und manche Beschwerde auf sich nehmen. Aber sie hat Anstandsrücksichten zu beachten und könnte den Gedanken nicht ertragen, in persönlichen Verkehr mit Maultiertreibern, Kaufleuten, Zollbeamten oder Gemeindevorstehern zu treten. Aus dem Grunde wählt sie, wenn sie noch unvermählt ist, einen Gatten eigens für diesen Zweck. Selbstverständlich hat der

glückliche Sterbliche keine anderen Rechte als ein Haushofmeister mit besonderen Vollmachten. Wer könnte etwas anderes vermuten? Gamber-Ali-Khan war eine gewichtige Persönlichkeit. Er ging also mit der „Wonne der Macht" auf die Reise, und sie war bei der Ankunft in Bagdad so befriedigt von seiner Rechtschaffenheit und Buchführung, daß sie ihn allen Ernstes heiratete. Die Nächstenliebe verlangt, daß man glaubt, sie habe nie Grund gehabt, ihren Schritt zu bereuen. Was übrigens Bibi-Dschanem auch bestätigte.

Hier schließt die Geschichte. Der vortreffliche und grundgelehrte Astrologe, von dem im Anfang die Rede war, hat sie oft mit einigen Abänderungen erzählt. Sie galt ihm als ein unumstößlicher Beweis für die Glaubwürdigkeit seiner Prophezeiungen. Hatte er nicht am Geburtstage Gamber-Alis geweissagt, daß dieser Säugling Ministerpräsident werden würde? Er ist es zwar noch nicht. Aber warum sollte er es nicht werden?

Druck der Piererschen Hof-
buchdruckerei in Altenburg.






UTL AT DOWNSVIEW
D RANGE BAY SHLF POS ITEM C
39 16 29 05 09 011 7